MASTER
NEGATIVE
NO. 91-80003-13

AUTHOR:
DUNTZER, HEINRICH

TITLE:
GOETHE, KARL AUGUST
UND OTTOKAR...

PLACE:
DRESDEN

DATE:
1895

Master Negative #
91-80003-13

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

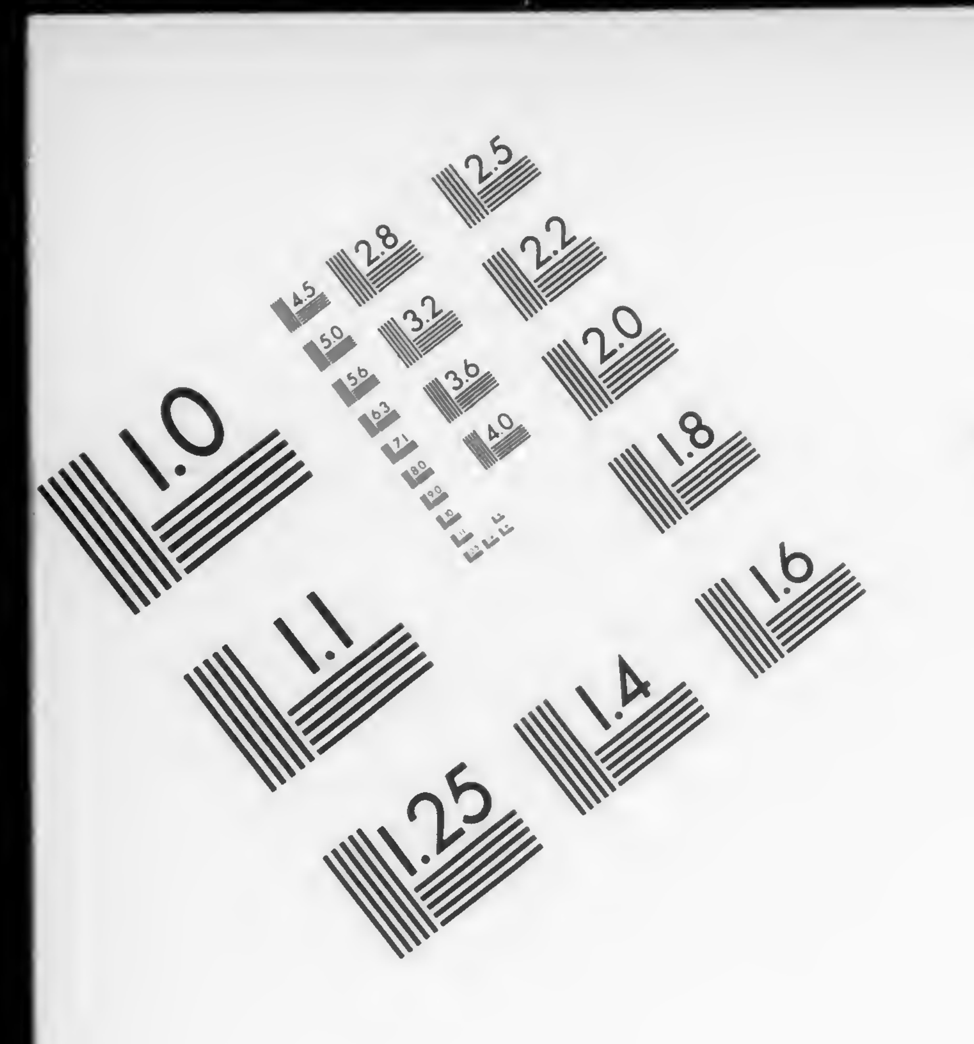
 Düntzer, Heinrich, 1813-1901.
Goethe, Karl August und Ottokar Lorenz; ein denkmal, von Heinrich Düntzer. Dresden, Esche, 1895.
124 p. 24 cm.

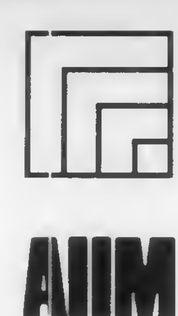
 ~~Copy in German Reading Room.~~

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 11X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 8-29-91 INITIALS KT
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

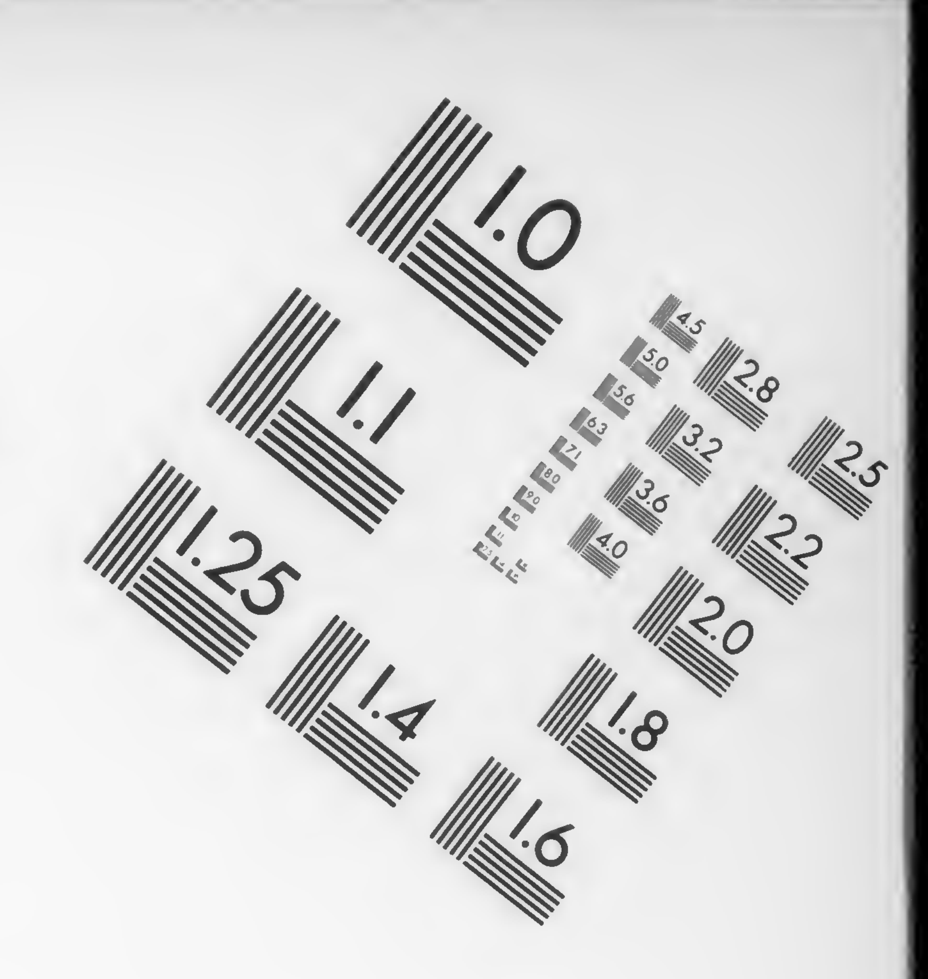


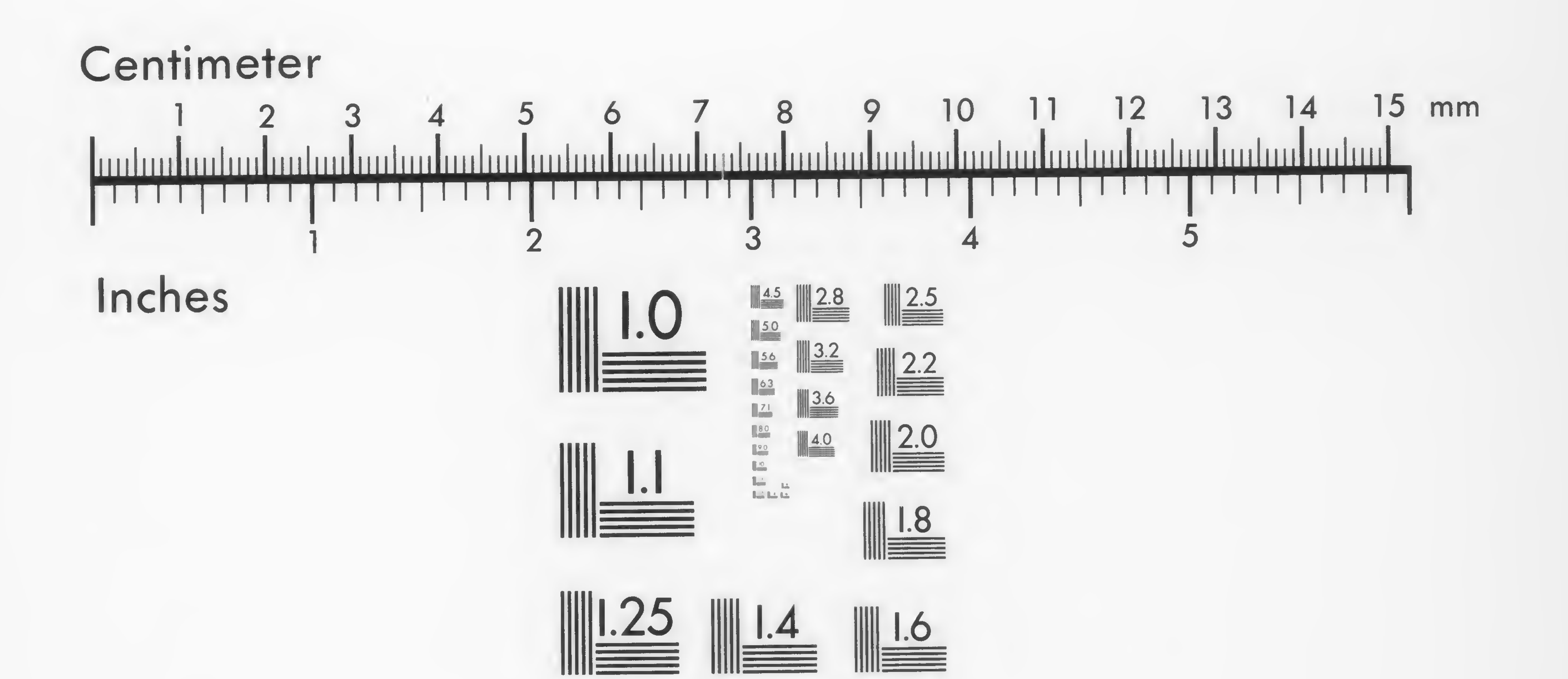


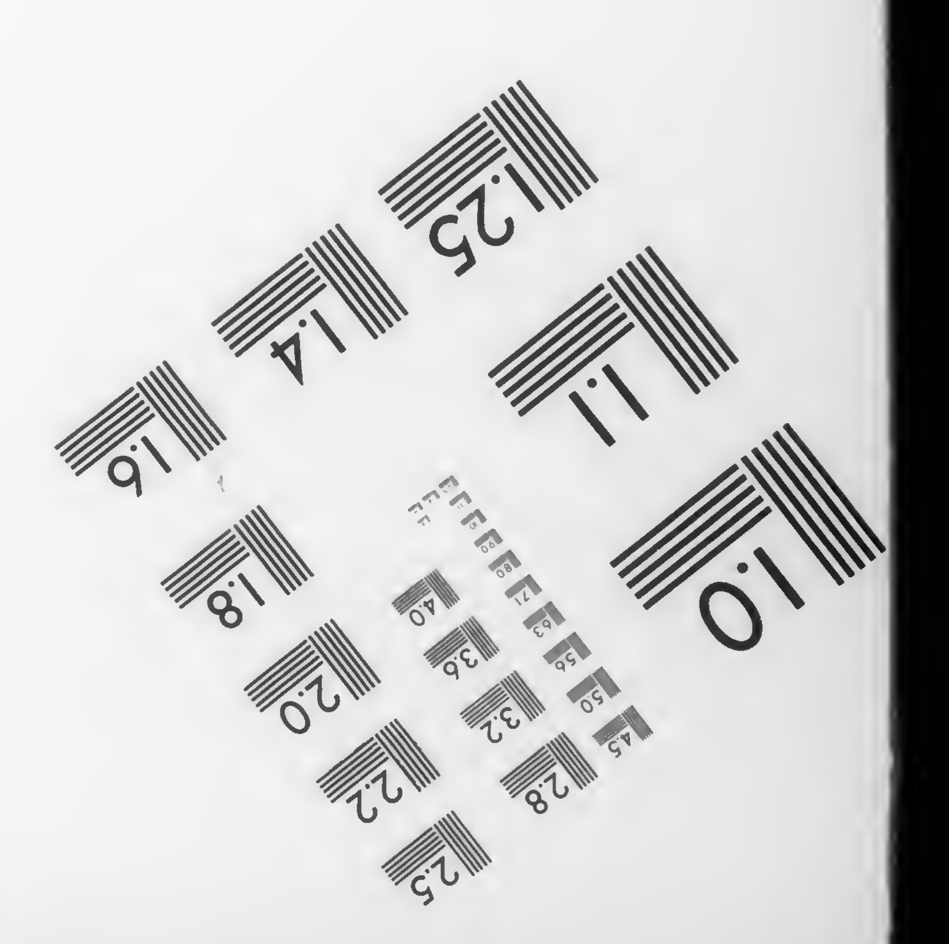
AIIM

Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202







MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.



Goethe, Karl August und Ottokar Lorenz.

Ein Denkmal

von

Heinrich Düntzer.

Dresden 1895.
Dresdener Verlagsanstalt
(V. W. Esche.)

Wenn ganz was Unerwartetes begegnet,
Wenn unser Blick was Ungeheures sieht,
Steht unser Geist auf eine Weile still,
Wir wissen nicht, womit wir das vergleichen.

Vorwort.

Vor mehr als achtzig Jahren erhob sich Schelling mit bitterer Schärfe gegen Fr. Jacobis Vorwurf, seine Lehre hebe Gott, Unsterblichkeit und Freiheit geradezu auf, erkläre Vernunft und Unvernunft, Gutes und Böses für identisch. Er nannte seine Vernichtung der Jacobischen Schrift ein „Denkmal" derselben. Ein ähnliches Denkmal habe ich hier dem der offenbaren Wahrheit hohnsprechenden Versuche gesetzt, Goethes Verbindung mit Karl August zu einer gewöhnlichen Dienststellung herabzuwürdigen, obgleich ich weit entfernt bin, diese federleichte Geburt von Lorenz für so bedeutend zu halten wie Jacobis aus gewissenhafter Ueberzeugung geflossene Schrift, der nur ihre Tragweite über dem Eifer für die gute Sache nicht bedacht hatte. Lorenz ist mir persönlich unbekannt, aber daß ein Geschichtsprofessor, dem man wenigstens genaue Kenntniß und Erwägung der betreffenden Thatsachen zutrauen muß, eine solche Vergewaltigung der Wahrheit begeht, legt demjenigen, der sich ernstlich mit der Sache beschäftigt hat, die Pflicht auf, dieser zu ihrem Recht zu verhelfen, da nur wenige Zeit und Mühe darauf verwenden können, ein keck hingeworfenes Wahnbild zu prüfen, so daß die Entstellung gutes Spiel hat. Dies möchte ich ihr gründlich verderben, indem ich ihr den Spiegel der Wahrheit entgegenhalte, den merkwürdigen Freundschaftsbund zwischen dem Fürsten und dem Dichter bis zu des letztern Rückkehr aus Italien in anschaulicher Uebersicht darstelle, wozu die vorhandenen Quellen vollständig ausreichen. Freilich findet sich der Stoff größtentheils in meinem größern Werke „Goethe und Karl August", aber nach der Anlage desselben nicht vollständig und sehr zerstreut, während das nähere Zusammenrücken des einzelnen mit besonderer Rücksicht auf die Entwicklung dieses ganz eigenen Verhältnisses die Auffassung erleichtert und ein vor allem gefordertes einheitliches Bild bietet, wie es auch eine abgerundete Lebensbeschreibung des Dichters unmöglich geben kann. Möge unsere Schrift auch in dieser Beziehung als ein nicht unwürdiges Denkmal gelten können! Gewöhnlich denkt man sich die Verbindung des großen Weimarischen Fürsten mit dem außerordentlichen Dichter der freien Reichs-, Wahl- und Handelsstadt am Main als einen immer gleich rein und ruhig fließenden Strom, in dem sich die Gestirne des Himmels anmuthig spiegeln: welche Wandlungen und Trübungen sie erlebt hat, wie aber der Geist, der sie geschaffen, auch immer wieder seine Macht darüber behielt, so verschieden auch die Wege waren, die beide ihrem Wesen nach wandeln mußten, ist für alle, die reinen Antheil an der reichen Entwicklung bedeutender Menschen nehmen, ein anziehendes Schauspiel, das wir uns nicht durch unkritische Willkür verzerren lassen dürfen, welche die besten Quellen nicht achtet und die wirklich benutzten entstellt, oder nach ungenügender Kenntniß der Verhältnisse, aus welchen sie Licht erhalten, sich wohlweise zurechtrückt.



I.

Das Irrlicht.

Seltsam ist Prophetenlied,
Doppelt seltsam was geschieht.

Eine sonderbare Entdeckung ist dem Jenaer Professor Ottokar Lorenz, dem Verfasser der „Geschichtswissenschaft", gelungen. Auf der achten Generalversammlung der Weimarer Goethe-Gesellschaft hat er sie in freier Rede vorgetragen und am Schlusse lebhaftesten Beifall geerntet. Durch einen Berichterstatter in der Münchener „Allgemeinen Zeitung", der seine Notizen sich erbeten hatte, wurden seine „damaligen Worte ziemlich genau erhalten". Der Vortrag erschien einige Wochen später als besondere Schrift: „Goethes politische Lehrjahre". Ein in der achten Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft gehaltener und erweiterter Vortrag mit Anmerkungen, Zusätzen und einem Anhange: Goethe als Historiker. Von O. L." Im „Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft" lesen wir: „Den inhalt- und gedankenreichen Ausführungen des Redners folgte die Versammlung mit gespannter Aufmerksamkeit und lohnte ihn am Schlusse mit lebhaftestem Beifall. Welche vielseitige Anregung und neue Gesichtspunkte der Vortrag gegeben, zeigte sich in den zahlreichen Erörterungen, die sich in Journalen und Zeitschriften an ihn anknüpften, zumal nachdem Herr Professor Lorenz ihn in erweiterter Gestalt wenige Wochen später dem Druck übergeben hatte." Der Verfasser hatte im Vorwort bemerkt: aus dem Berichte der „Allgemeinen Zeitung" gehe hervor, daß er sich thatsächlich nicht so mit fremden

Federn geschmückt habe, als es hätte scheinen können, wenn man bloß Stimmen derer vernahm, die der tief eingreifenden Antheilnahme Goethes an den diplomatischen Geschäften der Fürstenbundzeiten weniger Aufmerksamkeit geschenkt hatten. Damit hatte er die ausdrückliche Erklärung verbunden, daß „unter anderm eine der auffallendsten Thatsachen, welche zu erwähnen war, und deren nunmehrige Feststellung man glaubte mir zuschreiben zu sollen, schon vorlängst von meinem alten Freunde Professor Erdmannsdörffer in Heidelberg bemerkt worden ist". Aber Erdmannsdörffer hat sich als vorsichtiger Forscher nicht zu der erstaunlichen Uebertreibung verirrt, Goethe habe den Anstoß zum Fürstenbund gegeben; er sagt nur, was größtentheils wahr ist, in dem von Lorenz als Beweis seiner ungeheuerlichen Verschiebung des Thatbestandes angeführten Gutachten erscheine Goethe als Vertreter der reichsständigen Union, die eine Schutzwehr für die Mittlern und Kleinern im Reiche gegen die beiden Großmächte sein sollte; er macht auch nicht die leiseste Andeutung, daß niemand vor Goethe diesen Gedanken gehabt, seine Aeußerung die Veranlassung zu den spätern Verhandlungen, ja zum Fürstenbund gegeben, der bekanntlich von Preußen ausgegangen ist. Das ist eine Lorenz ganz eigene, aus seiner willkürlichen Unterlegungsweise hervorgegangene Irrlehre; er mag sich seiner Entdeckung freuen, aber nicht dem Wahne hingeben, die Goetheforschung werde sie „als einen erfreulichen Gewinn ansehen", rühme sich nicht, dem Dichter „in wissenschaftlich gesicherter Weise einen ganz bestimmten Ehrenplatz in der politischen Geschichte angewiesen zu haben". Von echter Wissenschaftlichkeit kann bei einem Verfahren nicht die Rede sein, das auf so morschem Grunde, auf entschiedenem Mangel an vollständiger Kenntniß, auf willkürlicher Auslegung der wirklich benutzten Quellen beruht, das als Gipfel leichtfertiger Flüchtigkeit und behaglicher Oberflächlichkeit erscheint. „Wer Wein verlangt, der keltre reife Trauben!" „Das Gebild des Wahns verschwindet schon beim Krähn des Hahns." Unser Entdecker träumt, künftig würden die Kompendienschreiber lehren: „Im Jahre 1778 gab Goethe den Anstoß zur Gründung eines Fürstenbundes ɾc." Aber das Gutachten Goethes ist doch vom Ende Januar 1779, wenn auch Vogel es freilich in den Winter 1778/79 setzt, woraus Lorenz gerade das unrichtige Jahr wählt, aber längst hat man es richtig dem Januar 1779 zugewiesen.

Freilich haben Kompendienschreiber schon manchen Schnitzer, besonders bei neuen Auflagen, um ihre Kenntniß der neuesten Litteratur zu zeigen, Einfälle entdeckungslustiger Jünger der Wissenschaft in ihre Tabellen eingetragen: aber sie wurden auch bald wieder entfernt. Sollte auch ein Urtheilsloser durch die so stolz sich einführende Entdeckung fangen lassen, die „Bredows künftiger Zeiten" werden sie rasch ausmerzen und der sonnenklaren Wahrheit wieder die Ehre geben, werden etwa anführen, daß Goethe im Jahre 1779 die „Iphigenie" gedichtet und mit dem Herzog die geniale Schweizerreise gemacht, von seiner Politik keine Silbe sagen. Wäre es die Sache unseres Entdeckers, die Dinge zu sehen, wie sie sind, so hätte er sich sagen müssen, jenes Gutachten bezeuge so wenig, daß in Goethes Kopf jener Gedanke entstanden sei, der auch keineswegs eine glänzende Offenbarung seines Geistes ist, vielmehr in der politischen Luft der Zeit lag, in seinem Leben nur einen folgenlos verschwindenden Punkt bildete. Schöll, den Lorenz mit vollem Munde preist, ohne ihn, wo es gilt, zu beachten, war im vollen Rechte, als er in den Hauptzügen seines Lebens und Wirkens die drohende Preußische Werbung und das dadurch veranlaßte Gutachten ganz überging, während ich bei Darstellung des Lebensganges des Dichters, an der Seite seines herzoglichen Freundes, auch ihre gemeinsame Noth im Januar 1779 und das von Karl August verlangte Gutachten erwähnen mußte, wobei ich auch des von Lorenz so fabelhaft mit Brillantfeuer erleuchteten Vorschlags und des daran geknüpften Wunsches vorübergehend gedachte, ohne, gleich Lorenz, aus der Maus einen Elephanten zu machen.

Eine eigentlich geschichtliche, treu auf der Ueberlieferung fußende Darstellung hat Lorenz gar nicht im Sinne; dazu bedürfte es ganz anderer Mittel, als die sind, mit denen er seine Untersuchung beginnt, wenn anders von einer Untersuchung die Rede sein kann, da er nur einem leeren Einfall einen gewissen Schein zu geben sucht, wozu freilich die bei ihm echte Wissenschaft, der „Ernst, den keine Mühe bleichet", im grellsten Gegensatze steht; nur Willkür und geistreiches Gebaren sind die bequemen Gesellen bei einem solchen Sport, der von der Ueberlieferung, diesem Grund und Boden alles geschichtlichen Wissens, nur dasjenige auswählt und sich zurechtschneidet, was seinem Zwecke dienen kann, und mit solchen Kugeln sein lustiges

Spiel treibt, gegen alle Stimmen der lauten Widerspruch erhebenden Wahrheit sich die Ohren verstopft, wie Odysseus die seiner Gefährten. Paul Ballieu hat in Sybels „historischer Zeitschrift" XXXVII, 14—32 die unglaubliche Sorglosigkeit (der Ausdruck ist noch zu mild) hervorgehoben, womit Lorenz Archive und Bücher behandelt, bekannte Dinge nicht kennt, das gerade Gegentheil von dem behauptet, was offen vorliegt. Bei solcher, für den der Wahrheit geschworenen Geschichtschreiber unverzeihlichen Flüchtigkeit, ist es leicht, sogenannte „hübsche Motive und geistreiche Einfälle" zu haben, die Ballieu dem Erfinder von „Goethes politischen Lehrjahren" nicht abspricht, aber die ganze Arbeit ist, wie dieser nach seiner genauen Kenntniß der Geschichte des Fürstenbundes erklärt, „ein leichtes luftiges Bauwerk, ohne alles Fundament", das, wo man es anrührt, zusammenstürzt. Von Seiten der Goetheforschung, worin der Cid des Kampfes gegen die „historisch-philologische" Methode sich mit leichter Hand ein Reis vom Lorbeerbaume des Ruhmes zu erringen hoffte, ist sein Buch nicht allein todtgeboren, sondern ein Aergerniß, da es die Unzahl der unberechtigten Druckwerke, die sich an den großen Namen ansaugen, bedenklich vermehrt, nichts Neues bringt, was für wahr gelten kann, dagegen zahlreiche Entstellungen unzweifelhafter Thatsachen mit der Sicherheit gewissenhafter Ueberzeugung verbricht. Hat er sich doch nicht gescheut, das ganz einzige Verhältniß des Dichters zu dem ihm brüderlich verbundenen Fürsten ins Gemeine herabzuziehen, indem er Goethe zu einem unterthänigen, allergnädigst vom Herzog berufenen und deßhalb treu anhänglichen Diener macht, der nie gewagt, über die Schranken hinauszugehen, welche die Fürstlichkeit vom Bürger trennen, während es in Wirklichkeit nie einen freiern, selbständigern, auf gegenseitige Liebe gegründeten, auf offenste Wahrheit geschwornen Bund eines Fürsten mit einem Dichter gegeben, der sich entschlossen, ihm ein treuer, stets die volle Wahrheit sagender, ihn mit seiner reifern Erfahrung leitender Freund zu sein und als solcher auch in seine Dienste zu treten. Freilich mußte dieser geniale Bund im Laufe der Zeit manche Wandlungen erleiden, aber trotz einzelner Irrungen erhielt er sich auf seiner unerschütterlichen Grundlage.

Eine Ironie des Schicksals scheint es, daß einer solchen Versündigung gegen das herrlich strahlende Jugendbündniß gerade ein Geschichtsprofessor der Hochschule sich schuldig machte, die mit Karl Augusts und Goethes Namen ewig verknüpft ist. Hätte Lorenz dem Drange nicht widerstehen können, seine vermeintliche Entdeckung der Welt zu verkünden, so mußte er wenigstens, um seiner Arbeit ein gewisses Gewicht zu geben, aus dem Weimarischen Archiv, von dem er wirklich Einsicht nahm, alles mittheilen, was des Herzogs Theilnahme an den Verhandlungen über den Fürstenbund ins Licht setzte. Aber solche Arbeiten, wie sie von Karlsruhe aus geleistet worden, scheinen ihn nicht zu reizen, die sogenannte kritische Schule mag sich damit plagen; ihm genügt es, nach der Angabe des Archivdirektors die Stücke zu verzeichnen, die Goethe in den Jahren 1784, 85 und 89 geschrieben oder abgeschrieben hat, es fällt ihm nicht ein, die ungedruckten wörtlich mitzutheilen oder ihren Inhalt auszuziehen, noch weniger kann er sich zu dem Gedanken versteigen, die sämmtlichen Aktenstücke zu verwerthen. Wir sollen dem „Eindrucke", den er von dem Aktenmaterial habe, glauben, daß „Goethe durch den Herzog in dieser entscheidenden und welthistorischen Epoche (1792) von den allertiefsten Geheimnissen der europäischen Welt unterrichtet war, so daß ihm die Lage wie ein offenes Buch vor Augen lag". Um den Leser davon zu überzeugen, giebt er Stellen aus Briefen an den Herzog, vom März bis Mai 1792, von denen es gar nicht feststeht, daß Goethe sie gelesen. Auf die Entscheidung, ob Krieg oder Friede, hatte Goethe, selbst der Herzog, keinen Einfluß, ja ihm war das ganze politische Gebahren der Zeit außerordentlich widerwärtig, und er hoffte, wie wir bestimmt wissen, noch immer, die drohenden Wetterwolken würden sich verziehen. Die von Lorenz gelassene klaffende Lücke hat Ballieu a. a. O. aus noch unbenutzten Akten auszufüllen gesucht, wodurch wir u. a. erfahren, daß die Urkunde, durch welche Weimar Ende August 1785 in den Fürstenbund aufgenommen wurde, von Goethe, der den abwesenden Minister von Fritsch vertrat, diplomatisch geprüft und seine dabei gemachten Ausstellungen bei der Ausfertigung berücksichtigt wurden. Das war aber auch der einzige Antheil, welchen Goethe an diesem Abschluß nahm, den er zu hindern gar nicht versuchte, da er wußte, daß der Herzog sich hierin gar nicht rathen lasse, sondern seinem eigenen Drange folge. Hätte Lorenz sich genau über Goethes Theil- oder Nichttheilnahme an den Verhandlungen über den Fürstenbund seit 1783

unterrichten wollen, so hätte er in meinem „Goethe und Karl August" darüber genügende Auskunft gefunden: aber er sieht eben nicht rechts noch links, sondern verfolgt selbstbewußt seinen eigenen Weg. Freilich hat er meine Schrift höchlich gelobt, aber Bücher lesen und benutzen ist eine andere Sache, er hat schwerlich mehr als ein paar Seiten darin gelesen, oder er müßte das Gelesene rein vergessen haben: denn seine ganze Darstellung steht in grellstem Widerspruch mit der Ueberlieferung, wie sie von Schöll, der gleichfalls von Lorenz sehr verehrt wird, von mir und allen, die nicht Goethes Bild sich nach ihrem Kopfe bilden, aufgefaßt worden. Es wäre doch gar zu schön, wenn Goethe, als er im Mai 1778 mit dem Herzog in Berlin war, Friedrich den Großen gesehen und gesprochen hätte. Er braucht es nur zu wollen und sofort „giebt der größte König dem größten Dichter sozusagen politische Lehrstunden". Was kümmert es den Jenaer Geschichtsprofessor, daß Friedrich der Große damals längst Potsdam und Berlin verlassen hatte, daß wir Goethes Tagebuch von seinem Aufenthalt in Potsdam und Berlin besitzen, das uns von allen damals gemachten Besuchen berichtet? Goethe hat den großen Friedrich II. von Preußen nie gesehen, Karl August als Herzog erst wenige Monate vor seinem Tode, als Erbprinz freilich, was wir gegen Ballieu bemerken, schon in Braunschweig. So *kommandirt* Lorenz die Geschichte.

Als Urzelle, aus der das Lorenzische Buch als mächtiger Schwamm herausgewachsen ist, erkennen wir die herrliche Entdeckung, Goethe sei der Schöpfer des Gedankens, der den Anstoß zum Fürstenbund gegeben. Aber der Erfinder konnte sich nicht enthalten, die weitere Entwicklung aus diesem Raupenzustande durch manche Verwandlungen zum Schmetterlinge des Fürstenbundes zu verfolgen. Da meint er denn, der Frankfurter Advokat, wie reich und wie rasch auch sein Geist sein mochte, hätte unmöglich ohne einen politischen Lehrmeister zu dieser Höhe der Anschauung sich erheben können. Und wer hätte dieser anders sein können, als der freilich acht Jahre jüngere Herzog? Unter diesem hat er seine politischen Lehrjahre bestanden. Muß die Welt nicht staunen, daß sie dies so lange verkannt, dagegen sich dem Wahn hingegeben, Goethe sei des Herzogs Mentor gewesen, habe sich gar scharfe Mahnungen und Zurechtweisungen von ihm gefallen lassen. Das war nur bei völliger Verkenntniß der fürst-

lichen Souveränität möglich, die Verehrung und Unterwürfigkeit der Untergebenen fordere, was auch Goethe empfunden habe. Zur Stütze dieser offenen Verhöhnung der Wahrheit wurde dem zweiten Abschnitt „Lehrjahre und Lehrmeister" nun noch ein erster vorgeschoben; der: „Politische Anschauungen" überschrieben, in behaglicher Weise über dieses und jenes plaudert, ohne Unterscheidung der verschiedenen Zeit und ohne wirklichen Nachweis, worauf seine politische Anschauung beruht habe. Erst der dritte, „In staatsmännischer Aktion" sich nennende Abschnitt bringt Goethes von Lorenz entdeckten Anstoß zum Fürstenbunde und dessen vorgeblichen Einfluß auf die Gründung des Fürstenbundes, von welcher er einen ungeschichtlichen Sprung auf Goethes Reise nach Italien macht, um dann „die Summe dieser Periode politischer Lehrzeit für Goethe zu ziehen". Man sollte meinen, damit sei doch eine Schrift, die sich als „Goethes politische Lehrjahre" einführt, zu ihrem Ende gelangt, aber der Verfasser hat es im „Vorwort" selbst verrathen, es war ihm gar zu erwünscht, nur immer so fort über sein unerschöpfliches, herzerfreuendes Thema zu schreiben, als hätte er ein „Collegium darüber zu lesen", und so erhalten wir noch zwei Kapitel „Politik im Kriege" und „Im Vollgefühl der monarchischen Idee". Ersteres macht am Schlusse vom Jahre 1792 glücklicherweise einen Siebenmeilenschritt zum Zusammenbruch der alten deutschen Reichsverfassung, wo „das höhere Alter Goethe gestattete, sich von dem Schauplatz der streng politischen Geschäfte mehr und mehr zurückzuziehen". Und doch hatte Goethe schon seit dem Jahre 1781 es aufgegeben, auf des Herzogs politisches Verhalten zu wirken, da dieser seine eigenen Wege ging, und später beschränkte sich sein ganzer Antheil an den Fürstenbundsverhandlungen auf seine Dienste als Geheimsekretär bei den ihm widerwärtigen Verhandlungen, die ganz geheim gehalten werden mußten. Darin weiche ich auch von Ballieu ab, nach dem es feststehen soll, daß „Goethe, *anregend* oder empfangend, an den geheimsten Staatsgeschäften seines Herzogs den vertrautesten Antheil gehabt hat". Richtig hat Schöll erkannt, daß Goethe, als er zwei Jahre lang mit eifrigster Hingabe die Geschäfte der Kammer verwaltet hatte, des Herzogs Unternehmungen äußerer Politik mißbilligte und seine diplomatischen Reisen bedauerte, weil er dadurch seinen angeborenen Beruf, ein Vater seines Landes zu sein, vernachlässige,

und ohne seine eigene Absicht zu erreichen, sich für andere bloßstelle, was sich bald zeigen sollte. Aber leider hatte er sich überzeugen müssen, daß dieser seinem Drange, für die Einigung der kleinern Fürsten zu wirken, nicht entsagen konnte. Darum gab er seinen Widerspruch auf und fügte sich in die schwere Nothwendigkeit, den geheimen Verhandlungen beizuwohnen und eigenhändig Schreiberdienste zu leisten. Der letzte Abschnitt mit dem irreführenden Schilde: „Im Vollgefühl der monarchischen Idee" (es sollte heißen, wenn anders dieses Gerede von einem gemeinsamen Hute gedeckt werde sollte, „Gegen den Liberalismus"), gehört vollends nicht hierher. Ergötzlich ist es, hier zu lesen: „Daß und warum auch Goethe meinte, daß sich der Imperator (Napoleon) durch Gedichtemachen nicht vertreiben lassen werde, dies zu erklären war wesentlich der Zweck unserer Betrachtungen über seine erste schwere Lehrzeit", woran sich gleich würdig und erbaulich unmittelbar anschließt: „Wenn aber der Dichter in der traurigsten Epoche Deutschlands, die er erlebt hatte, sich vor jedem falschen Schritte durchaus zu bewahren wußte und nicht einen Augenblick die korrekteste Haltung aufgab, die er bei aller Verehrung Napoleons einnahm, wenn kein wirklicher Staatsmann Deutschlands, bis an des Dichters Ende, ihm je die vollste politische Anerkennung und Achtung versagen konnte, so war dies alles wieder die Folge des großen und trefflichen Einflusses, den er durch Karl Augusts vorschauende Politik erfuhr." Wir widerstehen der Versuchung, weitere Geistesblüten solchen Geredes in's Blaue zu einem duftigen Kranze zu winden oder ein Wort zur Kennzeichnung dieses wirren, die Wahrheit entstellenden, keine Ahnung von Goethes gepreßtem Zustande verrathenden Schwalles zu verlieren.

Aber auch hiermit konnte der Verfasser in seiner Lust, „nur immer so fort zu schreiben", nicht abbrechen. Er fügte noch 29, zum Theil größere Untersuchungen enthaltende Anmerkungen hinzu, in der er mit aller Behaglichkeit sich ergehen konnte, ohne die Sache irgend zu fördern; neu sind nur das Verzeichniß der Concepte und Abschriften von Goethes Hand und die Briefstellen über den Beschluß des Zuges gegen Frankreich aus dem Frühjahr 1792. Den reichsten Anlaß zum breiten Gerede boten Napoleon und die Okensche „Isis"; auch „Epimenides" wird mit beliebter Oberflächlichkeit gestreift.

Als letztes Gericht erhalten wir noch als „Anhang" einen Aufsatz „Goethe als Historiker", worin es sich nur um „eine kleine Nuance in der Auffassung des Gegenstandes" von dem ältern gleichnamigen Aufsatze von Wegeles handeln soll, aber im Grunde Goethe als Mithelfer in des Verfassers hitzigem Kampfe wider die sogenannte „historisch-philologische" oder „kritische" Schule aufgerufen wird, von der auch Ranke nichts habe wissen wollen. Auch ich habe einst (es sind gerade sechzig Jahre) als gespannt horchender Schüler zu Rankes Füßen gesessen, ich habe mich vom Geiste dieses auf die gewissenhafteste und umfassendste Benutzung der Quellen dringenden Lehrers anwehen lassen, und ich kenne keinen schärfern Gegensatz, als den dieses tief eindringenden, fein ausarbeitenden Forschers und der gewissenlos über den Boden, worauf alle Geschichte der Vergangenheit fußt, sich hinwegsetzenden selbstgefällig schwadronirenden Schöpfers von „Goethes politischen Lehrjahren". Von seiner philologischen Begabung giebt er hier gleich eine hübsche Probe, wenn er behauptet, Goethe habe einmal für „Kritik" den guten deutschen Ausdruck „Kram" gebraucht, was er in seiner Abhandlung noch recht oft zu thun gedenke. Und der Beweis? Goethe schreibt einmal im Jahre 1795 an Schiller von Wolfs Prolegomena ad Homerum, sie seien interessant genug, hätten ihn aber schlecht erbaut. „Die Idee", heißt es weiter, „mag gut sein und die Mühe respektabel, wenn nur nicht diese Herren, um ihre schwachen Flanken zu decken, gelegentlich die fruchtbarsten Gärten des ästhetischen Reiches verwüsten und in leidige Verschanzungen verwandeln müßten. Und am Ende ist mehr Subjektives in diesem ganzen Krame." Geradezu unverständig ist es, wenn Lorenz hier Kram als Kritik faßt, es steht offenbar, wie häufig in der Umgangssprache, im Sinne von Sache. Es bleibt Lorenz unbenommen, die Kritik verächtlich „Kram" zu nennen, nur mißbrauche er nicht sein Mißverständniß, Goethe eine solche Albernheit aufzubürden; meinetwegen mag er auch von Kants „Kram der Urtheilskraft" sprechen und für „kritisch" den deutschen Ausdruck „krämerisch" sich aneignen. Wir andern wissen, daß Goethe eine Zeit lang von der Richtigkeit der Wolfischen Kritik überzeugt war und noch 1797 darin las. Das Ergebniß derselben konnte er freilich den Homerischen Gedichten gegenüber nicht für richtig halten. Auch that es ihm wehe, daß durch Niebuhrs Kritik die schönsten Sagen der

römischen Geschichte als Erdichtungen nachgewiesen wurden, sich ein ärmliches Wahres an die Stelle von etwas Großem setzte. Aber nie ist er so unverständig gewesen, die Nothwendigkeit der Kritik in Abrede zu stellen; er schätzte die Meister derselben, wenn ihm auch die vernichtende Kritik oft schädlich schien und er in neuester Zeit häufig den Mangel an Charakter auch an ihnen beklagte. Alles, was Lorenz über Goethes Beurtheilung der Geschichtschreibung vorbringt, ist höchstens halb wahr, trifft nicht den Hauptpunkt, um den es ihm zu thun, die kritische Methode, welche die Zeugnisse nach ihrem wirklichen Gehalt und ihrer Zuverlässigkeit gegen einander abwägt. Die Stelle im „Faust", von der man nach Lorenz ausgehen müsse, betrifft nur die pragmatische Geschichtschreibung von 1774, gegen die Herder gleichzeitig in der Schrift „Auch eine Philosophie der Geschichte" sich gewandt und eine würdigere Gestaltung derselben angebahnt hatte. Unser Verfasser scheut sich nicht zu schreiben: „Goethe steht zur Geschichtschreibung seiner Zeit (also bis zu seinem Tode!) genau (!) in demselben Verhältniß, in welchem Friedrich der Große zur deutschen Literatur stand." Und doch kannte der Preußenkönig diese gar nicht, beurtheilte die nicht gekannte nach der Eleganz und Frivolität der französischen, während Goethe die reiche Entwicklung der Geschichtschreibung während sechzig Jahren erlebte, Herder, Schiller, Möser, Schlözer, Spittler, Schmidt, Johannes Müller, Luden, und so viele andere, um die großen Geschichtschreiber des Auslandes nicht zu nennen, und diesen allen hält Lorenz, wie er meint, in Goethes Namen, das Medusenhaupt der Fauststelle entgegen. Die Krone seiner Travestirung der Wahrheit erringt er aber durch die Art, wie er Goethes bekannte Aeußerung gegen Luden, der ihn durch die plumpe Vorstellung beleidigt hatte, die Tragödie Gretchens im „Faust" sei wohl durch die wirkliche Verführung eines Mädchens veranlaßt, und der Dichter selbst sei Zeuge eines wilden Studentengelags in Auerbachs Keller gewesen. Luden selbst berichtet, Goethes Stimme habe darauf eine Veränderung zum Kurzen und Scharfen angenommen, sein Gesicht sei weniger freundlich geworden, und auch als dieses wieder freundlicher gewesen, habe es einen Zug gehabt, den er sich nicht habe deuten können: auch aus den Wendungen seiner Fragen und besonders seiner Einwürfe, die ihm zuweilen etwas wehe gethan, habe er die Absicht zu erkennen geglaubt, ihn ein

wenig zu necken und zu versuchen, wie fest er im Sattel sitze, was durch die ganze Wiedergabe des Gesprächs und die als mephistophelisch bezeichneten eingestreuten Verse bestätigt wird. Aber Lorenz weiß dieses natürlich besser, ihm „scheint dies (das Neckenwollen) ganz unwahrscheinlich", Luden habe dies nur deshalb angenommen, weil er solche Dinge noch nie von seinen „Göttinger Pedanten vernommen". Der wahre Grund dieser Annahme liegt darin, daß es Wasser auf seine Mühle ist, wenn er den Spaß für bittern Ernst nimmt, und er so mit beliebter Kühnheit aus Goethes Fragen und Einwürfen zwölf Thesen zusammensetzen kann, die sich aneinander schließen und in den Lorenz aus der Seele gesprochenen Satz auslaufen: „Durch die kritische Bearbeitung der Ueberlieferungen macht sich der Historiker zum Dichter und zwar, weil er dabei unehrlich ist, zu einem schlechten." Und wozu macht sich Lorenz durch diese abenteuerliche Vergewaltigung des Gespräches mit Luden, worin Goethe, wie so häufig in seinen Unterhaltungen, besonders in denen mit Müller, den Paradoxen spielt? Zu einem leidigen Sophisten, um ausrufen zu können, Goethe stehe im diametralen Gegensatz zu den Richtungen der kritischen Geschichtschreibung. Es lebe seine unkritische!



II.

Goethes politischer Lehrmeister Karl August?

Wir wenden uns gleich zur Urzelle der Lorenzischen neuen Weisheit zurück, um deren Entstehung zu erkunden. Er saugt sie aus Goethes amtlichem Gutachten, in der üblen Lage, worein Weimar durch die Forderung Preußens versetzt worden war, in seinem Gebiete Soldaten zum Kriege zu werben. Jede Andeutung, in welcher amtlichen Stellung Karl August dieses Gutachten von Goethe gefordert, wird umgangen. Wir wissen aus dem für des Dichters Wirken so unendlich wichtigem Tagebuche, das aber Lorenz höchstens dem Namen nach zu kennen scheint, daß Goethe, weil der Minister von Fritsch die Kriegskommission, d. h. die Aufsicht über die 600 Soldaten und des Herzogs 50 Husaren vernachlässigte, diese mit dem Anfange des Jahres 1779 selbst übernommen hatte, besonders in der Absicht, selbst die Auslese der Rekruten an den einzelnen Orten zu leiten, sich über die dabei vorkommenden Mißstände und Ungerechtigkeiten persönlich zu unterrichten, und sie weniger drückend zu machen, auch allmählich die Zahl der Auszulesenden zu vermindern. Für die armen Soldaten fühlte Goethe, der stets ein Mann des Friedens war und den Druck derselben peinlich empfand, große Theilnahme; auch empörten ihn die grausamen militärischen Bestrafungen, durch welche der Rittmeister der Husaren und Adjutant von Lichtenberg, ein Liebling des Herzogs, häufig den Unwillen von Stadt und Hof erregte, ohne daß Karl August entschieden eintrat. Goethe vermochte wenig dagegen, wenn er es auch an Mahnungen nicht fehlen ließ. So lesen wir denn im Tagebuch (am 15. Dezember 1778): „Lichtenberg. Das alte Lied von der Exekution." Der im August 1777 nach Weimar zu Goethe gekommene Schweizer Hirtenknabe Peter Baumgartner sah gleich einen Soldaten Spießruthen laufen, einen andern ausprügeln, was ihn so angriff, daß er es nie wieder sehen wollte.

Schon am 18. März 1778 schrieb Goethe seinem vertrautesten Freunde Merck, der eindringende Krieg wegen der baierischen Erbfolge mache ihnen ein anderes Wesen, da auch ihr Kahn zwischen den Orlogschiffen gequetscht werde. Im Juli kündigte das Einrücken der Preußen in Böhmen dessen Ausbruch an. Schon Ende Oktober entschloß sich Goethe die dem Minister von Fritsch lästige Kriegskommission zum Besten der Sache zu übernehmen. Darauf bezieht sich der Brief an diesen vom 30. Oktober. Im letzten Drittel des Decembers schreibt er im Tagebuch: „Bevorstehende neue Ekelverhältnisse durch die Kriegskommission. Durch Ruhe und Gelassenheit geht doch alles durch." Freilich hatte im Laufe des Jahres 1778 sich der Kampf nur auf einzelne Plänkeleien beschränkt, ja seit dem Beginne des Winters zogen die Preußen sich aus Böhmen nach Sachsen zurück und in Wien schien Rußlands Erklärung für Preußen eine friedlichere Stimmung zu erregen, aber in Weimar und den andern, den Kriegführenden benachbarten Gebieten mußte die Erinnerung an die Drangsale des siebenjährigen Krieges große Sorge hervorrufen, die Furcht vor gewaltsamen Freiwerbungen von Seiten der deutschen Großmächte schien nur zu begründet. In Erfurt, das, wie das Eichsfeld, zu Kurmainz gehörte, hatte sich schon im April, wo man bereits vom Kriege sprach, ein österreichischer Werbeoffizier, der Oberlieutenant Otto eingestellt, was den Statthalter Dalberg sehr ärgerte. Diesen fand Goethe dort am 22. April bei Dalberg am Mittagstische, wie wir aus seinem Tagebuch ersehen. Mit diesem, Knebel und dem Prinzen Konstantin war Goethe am Morgen des vorigen Tages nach Erfurt gefahren. Daß sie damals über den drohenden Krieg viel gesprochen haben, beweist der Eintrag des Tagebuchs: „Kriegsgeschwätz." Der Prinz und Knebel fuhren nach Weimar zurück, Goethe blieb über Nacht, wahrscheinlich um den auf den folgenden Mittag eingeladenen Otto kennen zu lernen und durch dessen Unterhaltung sich über das Wesen und Treiben solcher Werbeoffiziere zu unterrichten. Damals und in Weimar, wohin Dalberg mit Goethe am Nachmittag des 22. zurückkehrte, könnte schon auf die Mittel die Rede gekommen sein, wie die dem Kriegsschauplatz nahen Staaten sich gegen gewaltsame Werbungen zu sichern hätten, wozu sich kein irgend erfolgreiches darzubieten schien, als eine Vereinigung der betreffenden Landesfürsten, um gegen jede solche

Vergewaltigung gemeinsam beim Reichstag einzukommen. Es wäre möglich, daß ein solcher Plan von dem an Entwürfen fruchtbaren Dalberg zuerst ausgesprochen worden wäre; jedenfalls lag ihm dies in seinem Aerger über den ihn belästigenden Werbeoffizier sehr nahe. Aber ein solcher Plan war eher zu entwerfen als rasch durchzuführen. Der Herzog war wohl wenig geneigt, jetzt darauf einzugehen, da er fürchtete, den König von Preußen dadurch zu reizen. Goethe selbst war durch den drohenden Krieg veranlaßt worden, sich vom Militärwesen näher zu unterrichten, was er bei seinem Aufenthalt in Berlin und Potsdam und bei dem großen Manöver bei Aken vollauf thun konnte. Am 5. August hatte er Merck vertraut: „Ein großer Theil von Prinz Heinrichs Armee, den wir passirt sind, Manöver und die Gestalten der Generale, die ich hab' dutzendweis bei Tisch gegenüber gehabt, machen mich auch bei dem jetzigen Kriege gegenwärtiger." Mit der Anordnung des Weimarischen Manövers vom 31. war er eifrigst beschäftigt. Seit dem Entschlusse, die nicht länger zu vernachlässigende Kriegskommission selbst zu übernehmen, schenkte er diesen Angelegenheiten immer größere Aufmerksamkeit.

Das neue Jahr, 1779, ward heiter und ruhig begonnen, da der Friede in nächster Aussicht stand. Im Conseil vom 5. Januar wurde Goethe die Kriegskommission übertragen. Von den drei nächsten Tagen berichtet das Tagebuch: „Mit Militärökonomie beschäftigt. . . . War ich sehr in mir." Sonntags den 10. empfing er die Offiziere und die Subalternen. „Ueber das Geschäft mich in der Stille bearbeitet. . . . Ich bin zu abgezogen, um die rechten Verhältnisse, die meist Lumperei und Armuth Geists und Beutels sind, zu finden und zu benutzen. Doch muß es gehen." An dem ersten, für die Sitzungen bestimmten Mittwoch, am 13., übernahm er die Kriegskommission. Im Tagebuch heißt es: „Allein dies Geschäfte diese Tage her. Mich drin gebadet und gute Hoffnung in Gewißheit des Ausharrens." Von den folgenden Tagen meldet es: „In Akten gekramt, die unordentliche Repositur durchgestört; es fängt an drin heller zu werden. Dies Geschäft mir ganz allein angelegen." Wenige Tage darauf fielen preußische Husaren vom Corps des Generallieutenant von Möllendorf in das Weimarische Amt Großrudestedt an der Gramme, vier Stunden nordwestlich von Weimar, als Freiwerber ein. Sofort ließ

der Herzog, nach Besprechung mit Goethe, durch den preußischen Lieutenant Reinbaben Einspruch beim König erheben. Dieser überbrachte die Forderung des Königs, ihm während des Krieges die Werbung zu gestatten und sich darüber mit Möllendorf zu verständigen. Der Herzog ließ durch einen Kurier eine ausweichende Antwort an den König gelangen. Dies war schon geschehen, als Goethe am 25. in sein Tagebuch eintrug: „Beunruhigt das Amt Großrudestedt durch die Preußen. Wiederkunft Reinbabens; fatale Propositionen. Zwischen zwei Uebeln im wehrlosen Zustand. Wir haben noch einige Steine zu ziehen, dann sind wir matt. Der Kurier an den König; in dieser Erwartung Frist." Darauf folgt noch: „Meist mit der Kriegskommission beschäftigt, wenig auf dem Eis. Geritten." Wir wissen, daß Reinbaben am 27. bei der Hoftafel war; wahrscheinlich kehrte er nach derselben zu seinem Regimente zurück. Erhalten ist der Brief, den Goethe über die in kürzester Zeit zu fassende Entscheidung an den Herzog, „seinen gnädigsten Herrn", richtete.

Lorenz bricht auch hier, nach seiner Gewohnheit, die Sache über das Knie und verfährt in willkürlichster Weise. Er läßt den König an die Regierung von Weimar die Forderung stellen, zu gestatten, daß er hier einen Musterungsplatz errichte, und Möllendorf speciell beauftragen, mit dem Herzog zu unterhandeln, während wirklich Karl August sich beschwerte über den gewaltsamen Einbruch in sein Land. Eine weitere Entstellung ist es, wenn er sagt, Goethe sei von seinem Herrn zur Beurtheilung der Lage aufgefordert worden, nachdem die Verhandlungen schon einige Zeit im Gange gewesen; er thut so, als ob der Herzog früher, ohne Goethe zu befragen, geantwortet. Natürlich denkt er nicht daran (denn den Zusammenhang der Dinge, wie er sich aus genauer Kenntniß der Lage ergiebt, beachtet er nicht), daß Goethe damals die oberste Aufsicht über die Kriegsangelegenheiten hatte, und an ihn auch die erste Nachricht von dem Ueberfall von Großrudestedt gelangen mußte. Auch ohne besondern Auftrag hätte Goethe als Vorstand der Kriegskommission sich über den zu fassenden Entschluß erklären müssen; daß er sich persönlich schon vertraulich gegen den Herzog ausgesprochen habe, dürfte Lorenz allein bezweifeln. Er weiß weder daß Goethe die Kriegskommission leitete, zu der Kriegsräthe und andere Militärbeamte gehörten, welche in dieser ungemein pein-

lichen Lage gehört werden mußten, noch daß der Vorsitzende nach Anhörung ihrer sachkundigen Ansicht darüber zu berichten hatte, was er sofort that, als die ausweichende Antwort, durch welche man Zeit gewann, durch den als Kurier gesandten Lieutenant Monteton, abgegangen war. Daß Goethe nicht allein in seinem Namen spreche, deutet auch die Fassung des Schreibens an. Der Brief braucht *man* nicht bloß von der Regierung, sondern auch von der Kriegskommission; er sagt: „Man hat vorläufig am besten zu sein geglaubt u. s. w." und spricht von aller Ueberzeugung, was nicht auf die Ueberzeugung aller Welt, sondern nur auf die der befragten Sachkundigen deuten kann. So etwas beachtet unser Geschichtschreiber nicht, wie er überhaupt an eine gewissenhafte Erörterung der Lage, in welcher der Brief geschrieben ist, gar nicht denkt.

Von seiner Auslegungsgabe giebt er hier eine merkwürdige Probe. Auch die Auslegung ist eine Kunst, die nur durch Uebung gewonnen wird, die ruhige Besonnenheit, scharfe Beobachtung und allseitige Umsicht fordert. Unser Gutachten ist so einfach und klar aufgebaut, daß der leitende Faden sich von selbst ergiebt. Und doch hat Lorenz ihn völlig verfehlt. „Da des Königs Wünsche dringender gelautet hatten und Möllendorfs ergangene Aufforderung eine bestimmte Aufforderung von Seiten der Weimarischen Regierung unvermeidlich machte", behauptet er, „rieth Goethe die temporisirende Haltung, wie die Diplomaten zu sagen pflegen [soll dies etwas zur Sache thun oder nur des Beurtheilers Kenntniß des Goethe hier ganz fern liegenden diplomatischen Sprachgebrauchs verrathen?], endlich fallen zu lassen, und eine baldige, feste Entschließung darüber zu fassen, welchen Theil man ergreifen wolle." Schon der Vordersatz ist falsch. Der König war nicht dringender geworden, es war sein erstes Wort in der Sache: er hatte Möllendorfs Benehmen gebilligt, auf der Freiwerbung bestanden, über deren nähere Ausführung man mit Möllendorf unterhandeln möge, wo man „eine Auskunft zu treffen wissen werde". An Möllendorf waren schon zwei Schreiben von Weimar erlassen worden, wie unser Brief deutlich zeigt, eines gleich nach der Kunde von dem Vorfalle, gleichzeitig mit der Beschwerde an den König, das andere nach der Antwort des Königs; auf das letztere, worin des zweiten Briefes an den König gedacht war, hatte Möllendorf bisher weder schriftlich noch durch die Sendung eines Offiziers

erwidert. Eben so unrichtig wie des Erläuterers Vordersatz ist der Nachsatz: vom endlichen Fallenlassen der bisherigen Haltung ist mit keinem Worte die Rede. Das Gutachten knüpfte an den Brief des Königs an, nach welchem nicht zu zweifeln sei, daß er von seiner Forderung nicht abgehen werde. Deshalb müsse man die Zwischenzeit benutzen, um nach reiflicher Erwägung einen freilich sehr schweren Entschluß zu fassen. Aber die Kriegskommission entscheidet sich nicht, nur hält sie für gerathen, „beide unangenehme Seiten gegenwärtiger Lage natürlich gegeneinander zu stellen, das zwiefache Benehmen, wovon man eins zu wählen hat, unübertrieben hinzulegen und die Folgen eines jeden zu überdenken, soweit man sie mit einem zwar uneingenommenen, aber freilich immer beschränkten Geiste vorauszusehen im Stande ist".

So entstellt Lorenz zuerst die Absicht des Gutachtens, dann aber macht er einen Seitensprung mit der ganz verfehlten Unterscheidung, zunächst werde die Frage nur vom militärischen Standpunkte erörtert, weit wichtiger aber scheine Goethe der politische Gesichtspunkt; erst nachdem er bei dieser Gelegenheit einen Vorschlag zur Verbindung mit den benachbarten, gleicher Gefahr ausgesetzten Fürsten entwickelt, komme er auf die Frage zurück (ihrer ist ja noch gar nicht gedacht!), „wie sich die Weimarischen Behörden zu benehmen hätten, wenn der preußische Werber sich in Güte oder mit Gewalt eines Musterungsplatzes bemächtigte, wobei ihm denn das gerathenste scheint, sich von Fall zu Fall so gut wie möglich in die Lage zu schicken". Es dürfte kaum möglich sein, den deutlich vorliegenden Gedankengang schlimmer zu verwirren. Das in der Einleitung angedeutete Verfahren wird bestens befolgt, die Folgen des Nachgebens und des Widerstandes nach einander und streng geschieden vorgeführt. *Will man sich dem Begehren des Königs fügen,* so sind drei Fälle denkbar: entweder kann man Möllendorf ganz freie Hand lassen oder eine bestimmte Anzahl Leute festsetzen oder selbst eine Auswahl machen; die Folgen derselben, von denen der letzte das geringste Uebel, aber doch unangenehm, verhaßt und schamvoll sein würde, werden hervorgehoben. Und dabei sei in allen drei Fällen zu fürchten, daß die Kaiserlichen gleichfalls Werbung einzulegen verlangen und dann nicht mit der Schonung verfahren würden, die man von den Preußen nach dem getroffenen Ueber-

einkommen doch immer zu hoffen hätte. Erst darauf wendet sich das Gutachten mit einem leichten Uebergang zu dem entgegengesetzten Verfahren, will man des Königs Gründen, womit er seinen Antrag unterstützt, kein Gehör geben. „Dann würde man folgende Maßregeln zu ergreifen haben." Auf die erstere kommt das Gutachten durch den Gedanken, daß man, ehe man schließlich sich der Forderung des Königs widersetze, noch eine kleine Frist habe, die man benutzen könne, um sich mit den benachbarten Fürsten in Verbindung zu setzen und eine künftige Vereinigung anzubahnen, auf Grund der gemeinsamen Erklärung, an den öffentlichen Angelegenheiten keinen Theil zu nehmen als mit allen übrigen Reichsständen. „Zuerst wird man an Hannover, Mainz [wegen des Eichsfeldes und Erfurt], Gotha und die übrigen sächsischen Höfe schreiben und ihnen vorlegen", worauf dann, auf Veranlassung der Forderung Preußens, im Weimarischen Werbung zu halten, die der Herzog, wenn sie durchgesetzt werden sollte, nicht mit Nachdruck abweisen könne, der Wunsch folgt, „durch eine Verbindung mit wohlgesinnten Mitständen, deren Länder diesen oder ähnlichen Unannehmlichkeiten ausgesetzt seien, solchen Zumuthungen sich standhaft widersetzen zu können". Weiter heißt es, dieser Schritt, der auf jeden Fall sogleich gethan werden könne, werde immer eine gute, wenn auch nicht hinreichende Wirkung haben. Dabei hebt Goethe hervor, welch ein Glück es wäre, wenn andere zusammentreffende Umstände die Fürsten aus ihrer Unthätigkeit weckten, und der Herzog, durch die Noth gedrungen, zu einer geschwindern Vereinigung beigetragen hätte. Nach diesem vorläufigen Vorschlag kehrt das Gutachten zu dem jetzt zu fassenden Hauptentschluß zurück, da man, „menschlicher Weise" den Inhalt der erwarteten Antwort des Königs (das Bestehen auf der Werbung) voraussetzen könne. „Bleibt man also auf dem Entschlusse", knüpft an die obigen Worte „Will man nun" an, um auf das, was man bei dem Widerstande zu erwarten habe, und auf die Mittel vorzubereiten, zu welchen man der Gewalt gegenüber genöthigt sein werde; im äußersten Falle würden preußische Truppen gleichsam auf Exekution sich einquartiren und „alle Uebel der Werbung sich gehäuft ausbreiten". Wenn man sich beim Reichstage beschweren wolle, könne man nur leere Theilnehmung erwarten und auch das gute Verhältniß zum königlich preußischen Hause leicht dadurch gestört werden.

Und diesem Gutachten gegenüber, das so deutlich zeigt, wie Weimar damals geklemmt war, wagt Lorenz zu behaupten, „Goethe habe mit der Sicherheit der ältern Regierungsbeamten sofort Stellung zu der politischen Lage genommen, diese umfassende Denkschrift sei von grundlegender Bedeutung für die Weimarische Politik in den nächsten zehn Jahren geworden". Hat er denn des Herzogs Souveränetät, die er sonst gegen Goethe übermäßig betont, ganz und gar vergessen, glaubt er, dieser sei blind auf den Vorschlag des Dichters eingegangen, will uns weiß machen, auch nur in einem Punkte sei das Gutachten von Wirkung gewesen? Goethe meinte wirklich, wie es im Tagebuche heißt, sie hätten nur noch einige Züge zu thun, dann seien sie matt, und das Gutachten stellt die Folgen eines Widerstandes so schlimm dar, daß er deutlich als das schlimmere Uebel erscheint. Das Gutachten hatte durchaus keine Folgen, weil Möllendorf wieder nach Böhmen zog und keine weitere Werbung betrieb, auf der denn auch der König nicht weiter bestand, der die Sache ganz Möllendorf überließ. Auch der Vorschlag einer Fürstenvereinigung zum Schutze gegen die Freiwerbung der beiden deutschen Großmächte hatte keine weitern Folgen, nur der vier Jahre später von Edelsheim betriebene Fürstenbund führte zu Verhandlungen und wurde von Karl August lebhaft gefördert, aber vom preußischen verschlungen. Doch Lorenz meint, beim aufmerksamen Lesen des Vorschlags könne kein Zweifel daran sein, daß man es dabei mit nichts als mit der eigentlichen Ursprungsidee des Fürstenbundes zu thun habe, die von Goethe unterstützt und befürwortet, wenn nicht ausgegangen sei, ja, immer kühner sich vorwagend, behauptet er zuversichtlich, wie wir oben sahen, er habe zum Fürstenbund den Anstoß gegeben. Aber bei der Unthätigkeit des Reichstags lag nichts näher als der Gedanke, die kleinen Reichsstände möchten sich zur Aufrechterhaltung ihrer Rechte und Belebung des Reichs zu gemeinsamem Handeln verbinden. Läßt ja Goethe selbst in seinem Gutachten den Herzog äußern, er sei jetzt durch die preußische Forderung „bewogen, mehr als jemals ein näheres Band mit den übrigen Fürsten zu wünschen und eine neue Ueberlegung der so nothwendigen Vereinigung unter sich zu veranlassen", er spricht die Ueberzeugung aus, daß „an jedem Hofe ähnliche Gesinnungen herrschen", sein Bedauern, daß, „unerachtet dieser innerlichen Uebereinstimmung man sich

bisher nach einem gemeinsamen Plane zu handeln noch nicht habe verstehen können". Da kann doch unmöglich der hier angegebene Plan eine ganz neue Erfindung von Goethes Kopf sein, mit der er plötzlich seinen Herzog überrascht, vielmehr bringt ihn die kurze Frist auf den Gedanken, daß die gegenwärtige Noth vielleicht etwas Gutes zur Folge haben könne, wenn sie Veranlassung werde, eine solche Vereinigung wieder anzuregen. In den vielen vertraulichen Unterhaltungen mit dem Herzog über die Stellung Weimars wird auch diese Vereinigung, die eine Art Vorbild in der Verbindung der Ernestinischen Herzogthümer hatte, zur Sprache gekommen sein. Schon Obser hatte bemerkt, Goethe könne hier einen Gedanken des Herzogs wiedergegeben haben; wir möchten vielmehr glauben, einen zwischen ihm und dem Dichter zur Sprache gekommenen. Wir hoben bereits hervor, daß dieser Gedanke schon 1778 von Dalberg gegen Goethe geäußert worden sein könne. Ballieu verweist auf Edelsheim, der in demselben Jahre 1778 über einen Fürstenbund nicht bloß geschrieben, sondern auch verhandelt habe. Darauf besinnt sich Lorenz nicht, der doch Edelsheims Bedeutung in politischen Dingen berührt. Freilich ist es ein Irrthum, wenn er die Verbindung desselben mit Goethe erst seit 1778 kennt. Wahrscheinlich sah Goethe ihn schon im Mai 1775, als er mit den Grafen Stolberg den Karlsruher Hof besuchte. Ein Jahr später fand Edelsheim den Dichter in Weimar als innigsten Vertrauten Karl Augusts. Er kam am Abend des 16. Mai mit der Meldung vom Tode der Großfürstin Petrowna Alexiewna, der Schwester der Herzogin, und stieg ab bei dem ihm befreundeten Grafen von Görtz, der gegen Goethe als angeblichen Verführer des Herzogs verstimmt war, wie auch die Herzogin ihm damals grollte. Goethe hielt sich zunächst von ihm zurück, aber Karl August und die Herzogin Mutter sagten so viel Gutes von ihm, der auch nächstens in sein Conseil eintreten solle, daß er Zutrauen zu ihm faßte. Wir wissen, daß er am 21. mit Edelsheim, dem Herzog und den beiden Herzoginnen in Tiefurt war und dort auch mit dem Herzog und Edelsheim die Nacht zubrachte, wo die Herzen sich geöffnet haben werden. Eine Woche später begleitete eine lustige Gesellschaft, der Herzog, Goethe, der schon zum Kammerpräsidenten bestimmte Kammerherr von Kalb und der muntere Kammerherr von Wedel, den nach Karlsruhe zurückkehrenden Edelsheim bis Kalbsrieth. Goethe erkannte mit seiner feinen Beobachtung in ihm den einsichtigen Staatsmann, der an Schärfe des Urtheils und feiner Weltgewandheit den gutmüthig plaudernden und seine reichen Erfahrungen zu manchen Lehren und Plänen ausspinnenden Dalberg weit überragte. Als Edelsheim am 20. März 1778, zur Zeit, wo der baierische Erbfolgekrieg in nächster Aussicht stand, wieder in Weimar war, mußte Goethe die Unterhaltung mit dem gewiegten Staatsmann um so willkommener sein, als dieser bereits damals mit dem freilich schwer durchzuführenden Plane einer Vereinigung der kleinen Fürsten zur Wehr gegen das Uebergreifen der deutschen Großmächte sich trug. Erinnern wir uns, daß zwei Tage früher unser Dichter an Merck von dem andern Wesen schrieb, das ihnen der eindringende Krieg mache, doch er danke Gott, daß er schönen Muth und freies Leben habe. Bei drohendem Kriege überwog bei Goethe immer der Hoffegut, wenn er auch die Möglichkeit eines Ausbruchs nicht außer Acht ließ. Nun wissen wir, daß der Herzog mit Edelsheim gleich am Morgen nach der Ankunft Goethe in seinem Gartenhause besuchte, und dieser Besuch war ihm so wichtig, daß er ihn im Tagebuch verzeichnete und desselben auch in einem Briefe an Frau von Stein gedachte: aber nach seiner Weise verrieth er nichts von dem Inhalte der Unterhaltung. Zwei Tage später heißt es im Tagebuch: „Abends zum Herzog, wo Edelsheim war. Viel geschwätzt." Unmöglich konnte die Unterhaltung die damals so bedrängte politische Lage übergehen, und so wäre es wunderbar, wenn Edelsheim seines Planes nicht gedacht hätte, der ihm so sehr am Herzen lag. Recht bezeichnend für die ärmliche Kenntniß, die Lorenz von den betreffenden Quellen zu Gebote steht, ist die Thatsache, daß dieser von der Verbindung Goethes mit Edelsheim vor 1785 nichts anders weiß, als daß Goethe „schon 1778 der Ankunft Edelsheims mit Grüßen an Frau von Stein erwähnt". Vor allem ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß schon im März 1778 bei der Unterredung zwischen Edelsheim, dem Herzog und Goethe auf eine so naheliegende Fürstenvereinigung die Rede gekommen, und dann auch einen Monat später zu Erfurt bei Dalberg dieses damals wohl in der politischen Luft schwebenden Planes gedacht worden. Goethe zum Erfinder dieses Gedankens zu machen, weil er in seinem Gutachten gelegentlich denselben

als künftige Abwehr einer ähnlichen Nothlage erwähnte, und meinte, es sei wohl gerathen, die jetzige Bedrängniß zu benutzen, dessen Verwirklichung einzuleiten, ist eine Ungeheuerlichkeit, zu der ein besonnener Geschichtsforscher sich um so weniger hinreißen lassen kann, als dieser unmöglich mit einer so bedeutenden Maßregel den Herzog überraschen konnte, mit dem er doch vorher die ganze Angelegenheit besprochen haben muß. Lorenz thut sich darauf etwas zu gute, daß er die Dinge menschenverständig (leider nicht sachverständig) beurtheilt, und doch wagt er es, Goethe die Thorheit zuzuschreiben, einen solchen bedeutenden Gedanken so aus der Pistole zu schießen. Aber damit nicht genug, scheut er sich nicht vor der seltsamen Vermuthung über die schließliche Ordnung der Werbeangelegenheit. Wenn nicht alles täuscht, wurde von der Weimarischen Behörde selbst [natürlich weiß der Jenaische Historicus nichts davon, daß die maßgebende Militärkommission von Goethe geleitet wurde] eine Musterung vorgenommen, bei welcher Goethe in Buttstedt „die Pursche selbst besichtigte und messen ließ". Er denkt sich aber, es seien wirklich Leute für die Preußen ausgehoben und abgeliefert worden, wenigstens weiß ich seine Worte nicht anders zu deuten. Das ist die verdiente Strafe, wenn man über Dinge entschieden urtheilt, von denen man nichts versteht, sich aber das Ansehen genauer Kenntniß geben will. In dem Buttstedter Briefe Goethes an den Herzog hatte er gelesen: „Indeß die Pursche gemessen und besichtigt werden", und: „Ich nun nach der Physiognomik des Rheinischen Strichmaßes alle junge Pursche des Landes klassificire." Das brachte er nun gleich mit der preußischen Werbeforderung in Verbindung, ohne zu wissen, daß hier von der alle drei Jahre regelmäßig erfolgenden Aushebung der Rekruten die Rede ist, die Goethe diesmal selbst im ganzen Lande vornahm, auch drei Jahre später. Genau berichtet darüber das für Lorenz nicht vorhandene Tagebuch, aber auch aus wenigstens dem Namen nach ihm bekannten Büchern, hätte er sich darüber belehren können.

Wir haben schon bemerkt, daß die Verbindung, in welche Lorenz die Stelle des Gutachtens mit dem spätern Entwurf Edelsheims bringt, völlig unberechtigt ist, daß Goethe erst nach einiger Zeit vom Herzog in das Geheimniß gezogen wurde, daß ihm die ganze Unionsangelegenheit zuwider, Karl Augusts eifrige Betreibung derselben ärgerlich war, weil dieses,

wie er voraussah, fruchtlose Unternehmen ihn seinem Lande mehr als billig entzog, daß er nur seinem Fürsten, der sich davon nicht abbringen ließ, dienstlich zur Seite stand, weder treibend noch rathend die Verhandlungen förderte, es nur geschehen ließ, weil er es nicht ändern konnte. Auf die innere Hebung des Landes war Goethes ganzes Streben gerichtet, die durch des Herzogs äußere Politik und die Neigung zum militärischen Dienste geschädigt wurde. Hier hatten sich ihre Wege getrennt, noch ehe der Herzog in Sachen des Bundes wirkte, der durch den Dreikurfürstenbund gesprengt wurde. Daß Goethe zu diesem den Anstoß gegeben und für ihn gewirkt habe, ist ein luftiges Phantom, das dessen politische Anschauung verzerrt.

Aber Lorenz sieht in dem Gutachten gar einen Beweis von Goethes hehrem, reinem und beruhigtem politischen Standpunkte; zu diesem könne er doch nur durch eine große, merkwürdige und eigentlich zu wenig beachtete politische Lehrzeit erhoben worden sein, und so muß er diesen in den ersten Weimarischen Jahren erlangt haben, und zwar (solche Sprünge liebt die Lorenzische Geschichtswissenschaft) durch keinen andern als den Herzog selbst. Lorenz war es sehr ärgerlich, daß man Goethe immer als Erzieher des Herzogs darstelle, obgleich dies die Einsichtigsten aus genauer Kenntniß gethan und es für jeden, der seine Augen nicht schließt, offenbar vorliegt. Nur in der freiesten Bedeutung möchte er es allenfalls zugeben, wenn man, wie es Suphan gethan, an eine Leitung durch Vorbild und That denke. Ich habe mich freimüthig dem ausgezeichneten Goetheforscher und feinem Menschenfühler gegenüber in meinem Aufsatz über das Gedicht „Ilmenau" (Zeitschrift für deutsche Philologie, Band XXVII) in dieser Beziehung erklärt. Lorenz dreht behaglich den Spieß um. Gewiß könne das, was Goethe dem fürstlichen Freunde gegeben und genützt, nicht leicht zu hoch geschätzt werden (warum sagt er uns denn nicht, worin es denn eigentlich bestanden, daß es in seinem Geist und Herzen, in der brüderlichen Treue, dem edlen Freimuth und der Hoheit der Seele beruhte, die keinen Unterschied des Standes kennt?), aber in einem Gebiete sei „der Fürst durchaus der Meister und der Dichter ganz Lehrling gewesen und stets geblieben" — in der Politik. Wirklich drollig ist es, daß der achtzehnjährige Fürst schon Meister in der Politik gewesen sein soll, Goethe noch im Greisenalter trotz

seinem, von Lorenz ihm zugebilligten, „hehrem, reinem und beruhigtem politischen Standpunkt" doch „ganz Lehrling". Aber bei ihm darf man Worte und auch Sachen nicht genau nehmen. Wenn Goethe von sich bemerkt, er könne sich nichts durch Anlernen zu eigen machen, er habe sich von jeher nur aus dem Ganzen ins Detail herauszuarbeiten und zu entwickeln vermocht, so war dies besonders bei der Politik der Fall — sofern er sich anders um diese kümmerte. Die äußere Erfahrung war gleichsam der Spiegel, aus dem ihm das Wesen der Dinge entgegenleuchtete, und so gab ihm auch die höhere Gesellschaft in Weimar reichen Anlaß, ihr ins Herz zu sehen, ihr Treiben anschauend zu erkennen und diese Kenntniß handelnd zu verwerthen; aber auch sein eigenes Selbst betrachtete er mit spähenden Blicken und suchte seine erkannten Irrthümer und Fehler zur Förderung seiner Entwicklung zu benutzen. Nichts war ihm fremder als sich von andern belehren zu lassen, er mußte alles durch eigenes Anschauen gewinnen. Die plumpe Vorstellung, sich Goethe als geduldigen politischen Lehrling des acht Jahre jüngern, unbändigen, fürstlichen Launen sich hartnäckig hingebenden Herzogs zu denken, der doch, wie Goethe einmal von sich sagt, die Minorennität nicht überspringen konnte, überlassen wir Lorenz gern; sie wird keinen Verständigen irren, der nur eine blasse Ahnung vom Wesen des Dichters des „Faust" sein eigen nennt. Von Edelsheims Kenntniß konnte Goethe auf seine Weise etwas lernen, im geringern Grade auch von Dalberg, erst später auch vom Herzog, ein Lehrling war er von keinem von ihnen — und Politik zu lernen lag ihm fern.



III.

Herr und Diener?

Wer für sich die Ehre in Anspruch nimmt, die Welt über Goethe zu belehren, sollte von dessen Sein, Sinnen und Streben voll durchdrungen, vom Verständniß seiner Hauptwerke erfüllt sein, in und mit ihm leben: denn mag man es auch als eines der Grundrechte des deutschen Volkes betrachten, über Goethe und insonderheit über Goethes politische Stellung und seinen „Faust" eine eigene Ansicht zu haben, die Befugniß, über ihn öffentlich zu verhandeln, besitzt nur derjenige, der sie sich erworben, was nicht auf den Raub geschehen kann, und es ist eine alte Wahrheit, daß man bloß das treiben darf, was man versteht. Goethes Leben kennt aber nur, wer die Ueberlieferung möglichst vollständig und eindringend sich angeeignet hat und sie so beherrscht, daß sie ihm immer gegenwärtig ist, und den Geist seiner Werke durch liebevolles und treu umsichtiges Versenken in sich aufgenommen hat: es ist geradezu ein Hohn auf alle wissenschaftliche Behandlung, die gröbste Versündigung gegen Goethe, wenn man über dessen inneres Leben urtheilen will, ohne eine Hauptquelle, seine ursprünglichsten Selbstbekenntnisse in den Tagebüchern der ersten Weimarischen Jahre zu kennen, man mit einer sehr brockenhaften Kenntniß seiner brieflichen Aeußerungen sich begnügt, die schwerwiegenden Dichtungen in Fällen, wo sie von höchster Bedeutung sind, stillschweigend übergeht. Wer sich dies zu Schulden kommen läßt, wie es Lorenz thut, hat das Recht, über Goethe mitzusprechen, verwirkt, so lange die nothwendige Quelle unserer Kenntniß die Ueberlieferung von ihm selbst und über ihn bleibt. Doch der Jenaische Geschichtsprofessor hat sogar die Hauptwerke nicht beachtet, welche auf gewissenhafter Durcharbeitung des reichen Quellenschatzes beruhen. Zwar führt er Schölls „Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens" und mein Buch „Goethe und Karl August" mit

vollem Beifall an. Aber es ist reine Spiegelfechterei, daß er sie benutzt zu haben vorgiebt: denn wenn er beide Werke, die, wie verschieden auch ihr Standpunkt ist, doch in manchen wesentlichen Punkten, besonders in Bezug auf die Entwicklung des Verhältnisses Goethes zu seinem Fürsten übereinstimmen, er hätte unmöglich dieses so verzerren, unmöglich so manche hochbedeutende hier betonte Aeußerungen Goethes selbst übergehen, unmöglich manche Thatsachen so falsch darstellen können. Zwar behauptet er, im Aufsatze Schölls „Goethe als Staats- und Geschäftsmann", der so ganz einzig dastehe, finde jedermann in nuce auf drei Seiten „das ganze Gebäude seiner vorgetragenen Ansichten" beisammen: aber wie Lorenz so etwas behaupten könne, begreift man nicht, ja Goethes dort angeführte Stelle, von der „wie eine Krätze unsern Prinzen unter der Haut sitzenden Kriegslust", von dem glücklichen Selbstbetrug der Kleinen, die sich gerne die Motion auf anderer Unkosten machen möchten, und was weiter folgt, zerstört allein alles, was Lorenz über Goethes Beachtung des „Unterschieds von Rang und Stellung" fabulirt. Solche Stellen werden einfach von ihm übergangen. Weiter bemerkt er über Schölls Darstellung: „Ich habe nur als Historiker manches zwischen den Zeilen zu lesen verstanden, was nicht jedermann auffällt. Und lediglich daraus nehme ich die Berechtigung, die Sache vorzutragen." Aber was er zum genauern Verständniß der Verhandlungen wirklich beigetragen, möchte ich wissen, vielmehr hat er sie getrübt durch Hereinziehung von Dingen, die gar nicht hierher gehören, wie Goethes Gespräche über Friedrichs des Großen die deutsche Literatur betreffende Schrift, die er zu einer Zeit schrieb, wo der Dichter allen Gedanken an einen Fürstenbund fern stand. Lorenz hatte kein Recht, Schöll gegenüber sich als *Historiker* in die Brust zu werfen.

Auch mein Buch über Goethe und Karl August findet den Beifall unseres Historikers, ja er fühlt sich sogar verpflichtet, dessen außerordentlichen Nutzen und die dadurch gewonnene ungemeine Arbeitserleichterung dankbarst anzuerkennen: aber der wahrhaft lohnende Dank besteht in fördernder Benutzung, und mein Buch hat Lorenz in Wirklichkeit seine nach dem Vorwort in kurzer Zeit ausgeführten Studien so wenig erleichtert, daß er nur wenige Seiten vom Anfang des Jahres 1779 darin genau gelesen haben kann, gerade an den entscheidenden Stellen hat er es nicht

verglichen. Da will es wenig sagen, daß mein Buch „ihn als Historiker ganz besonders angeheimelt" haben soll, wenn ihm freilich Böhmers „Regesten" wegen der Chronologie und der Rubriken noch bequemer gewesen. Ich hatte eben nicht die Bequemlichkeit sondern den Nutzen im Auge und muß den Vergleich meiner Darstellung mit „Regesten" entschieden ablehnen, aber Lorenz hat als Tabellenfreund dabei nichts Böses im Sinne. Wenn er aber meint, ich lege mancher Aeußerung eine Tragweite bei, der er nicht beistimmen möchte, so giebt es nur wenige und als solche bezeichnete Fälle, an denen ich etwas weiteres in die Aeußerungen lege, als der Wortlaut besagt, und wenn ich mehr darin finde als Lorenz, der doch sonst zwischen den Zeilen liest, so ist es deshalb, weil ich weit mehr von den Verhältnissen kenne als er. Daß ich den Grad der Freundschaft zwischen Fürst und Dichter gleichsam von Tag zu Tag abmessen wolle, was ein unsicherer Versuch sei, trifft nicht zu: ich stelle nur zusammen, was wir von dem oft wechselnden Verkehr wissen, wodurch sich ein freilich lückenhaftes, aber doch ziemlich deutliches Bild ergiebt, und besonders treten die Hauptwendungen so bezeichnend hervor, daß die wahngeschaffenen, meist ganz allgemein gehaltenen Vorstellungen von Lorenz sich als das erweisen, was sie sind. Will man recht deutlich erkennen, mit welcher Willkür dieser Geschichtsprofessor zu Werke geht, so muß man die von ihm angeführten Einzelfälle näher ansehen. Um meine Aufstellungen in seiner leichtfertigen Weise lächerlich zu machen, schreibt er: „Nach Düntzer ist Goethe zu Neujahr [das Jahr verschweigt er] mit dem Herzog vertrauter als je und am 10. Januar sehr verzürnt; bald giebt er seinem Herrn ‚wieder eine Lection' und bald ist er ‚wieder gut'." Das ist die unverantwortlichste Verzerrung meiner Darstellung. Man vergleiche meine Schrift, S. 78 ff. Von Lorenz ist nicht zu erwarten, daß er die Quellen meiner Angaben vergleiche, auch nicht, daß er genau berichte, den richtigen Ausdruck brauche; alle Mittel der Entstellung sind ihm recht. Goethe bemerkt einmal, alles könne man lächerlich machen: aber das Licht, in das man sich selbst bei ernsthaften Leuten dadurch setzt, ist häufig wenig beneidenswerth. Die beiden letzten Tage des alten Jahres hatte Goethe in Apolda mit dem Herzog vergnügt auf der Jagd zugebracht, „am 1. Januar war er bei Hofe und mit den Leuten wieder gut", am 2. ritt er mit dem Herzog spazieren und bis zum

5. „sehr heiter und ruhig im Gemüth bis auf weniges". Dies alles spricht das Tagebuch deutlich aus. Dazu habe ich bemerkt, was der kontrollirende Berichterstatter Lorenz unerwähnt läßt, daß den 3. wahrscheinlich das Lied „An den Mond" gedichtet ist, in dem er sich selig preist, einen Freund am Busen zu haben, dem er alle seine Gefühle vertrauen dürfe, was auf den Herzog geht. Am 10. sage ich nicht, was Lorenz in seiner Sprachweise mir in die Feder giebt, er sei dem Herzog „sehr verzürnt gewesen", sondern ich gedenke nach dem Tagebuche der „radicalen Erklärung" zwischen dem Herzog und ihm wegen der Sängerin Corona Schröter, da dieser noch immer derselben nachzuschleichen schien. Lorenz verschleiert absichtlich diese Geschichte, die ihm ebenso widerwärtig sein muß, als sie Goethe wegen der Störung des Verhältnisses zur Herzogin war; sein Goethe darf sich bei Leibe nicht zu einer radicalen Erklärung gegen den Herzog versteigen, sie muß todtgeschwiegen werden. Von dem so verdeckten Vorgang des 10. springt Lorenz zum 1. Februar, entstellt ganz entschieden, was ich bemerkt habe und unterdrückt den ihm mißlichen Bericht des Tagebuches. Er schreibt: „Bald giebt er seinem Herrn ‚wieder eine Lektion', bald ist er ‚wieder gut'." Von mir wird nach dem Tagebuch einiger Erklärungen gegen den Herzog nach Tische gedacht, „über zu viel reden, fallen lassen, sich vergeben, Ausdrücke mäßigen, Sachen in der Hitze zur Sprache bringen, die nicht geredet werden sollten". Das muß natürlich immer verschwiegen werden, weil es die von Lorenz Goethes Betragen gegen den Herzog gezogene Schnur überspringt. Der Tadel bezieht sich, wie das Tagebuch beweist, auf das vorangegangene Conseil, von dem es heißt: „Dumme Luft drinne. Fataler Humor von Fritsch. Herzog zu viel gesprochen". Ich füge hinzu: „Und auch über die militärischen Macaronis (Spielereien) wurde gesprochen." So gab er also „seinem Herzog wieder eine Lektion", ein Ausdruck, den ich gebraucht habe mit Beziehung auf Goethes Brief an den Herzog vom 4. Mai 1776, wo es heißt: „Hernach hab' ich noch eine Lektion für Sie". Und gestützt auf diese so willkürlich zugestutzten Beispiele, bei denen ich treu Goethes Tagebuchbericht folge: verblendet sich mein Widersacher zu der Tirade: „Diese ganze Art durch Wortklaubereien aus Tagebüchern und vertrautesten Briefen eine Situation zu zeichnen, ist, wie mir zu sagen gestattet sein mag, unglücklich". Ich habe nichts in die Worte gelegt, was nicht in ihnen liegt; das nennt Lorenz Wortklaubereien! Leugnet er etwa die Wahrheit von Goethes Bericht, daß er des Herzogs Verhalten im Conseil offen gemißbilligt und ihn gemahnt, künftig vorsichtiger zu sein, daß er als Vorsitzer der Kriegskommission dessen Spielereien beim Militär (wir wissen nicht genau, um welchen Schmuck der Uniform es sich handelte) entgegengetreten sei, so sind wir freilich zu Ende. Im Vollgefühl seines Sieges schließt er mit dem unglücklichen Trumpf: „Wenn jeder Minister, der mit seinem Fürsten über die Anzahl der zu unterhaltenden Soldaten einen Streit, beziehungsweise eine unterthänigste Meinungsverschiedenheit gehabt hat, in sein Tagebuch geschrieben hätte, er habe über militärische Macaronis verhandelt, so könnte man am Ende den Beweis erbringen, daß die ganze Staatsverwaltung aus lauter Händeln und Feindseligkeiten zwischen Beamten und Landesherrn bestanden habe." Wer einen solchen Beweis für erbracht halten würde, dessen Urtheilslosigkeit würde niemand bezweifeln. Aber verzeihen wir es Lorenz, daß hier der Aerger mit ihm durchgegangen, unbegreiflich bleibt mir, wie das auch nach ihm einzige Verhältniß des Herzogs zu Goethe dem jedes noch so unbedeutenden Ministers zu seinem hoch über ihm erhabenen Fürsten gleichgestellt wird. Goethe durfte sich gegen Karl August, dem zu Liebe er sich zum freiesten Eintritt in seinen Dienst entschlossen hatte, vieles erlauben, dessen ein anderer seinem gestrengen Herrn gegenüber sich nicht unterfangen hätte. Diesen Lorenzischen Maßstab stellen wir als einen, für Goethe ganz unwürdigen, thatsächlich falschen, dem Erfinder zur Verfügung.

Aber in seinem Köcher hat Lorenz noch einen andern sicher treffenden Pfeil. In einem recht vertrakten Satze läßt er sich also vernehmen: „Eines der schlagendsten Beispiele eines verfehlten Gebrauchs von über die Lebensgeschichte Goethes heute veröffentlichten Quellen, wird aus Anlaß eines Briefes Goethes an Karl August über die Saujagd auf dem Ettersberg geliefert". Von einer Saujagd auf dem Ettersberge ist in dem Briefe gar nicht die Rede, aber solche Verwirrungen sind echt Lorenzisch. Dieser Brief, einer der gemüthvollsten, offensten und herrlichsten von allen, die Goethe an seinen Fürsten gerichtet, wird hier unglückselig genannt und mit dem faden Witze gestraft: „Ich möchte wahrlich nicht so viele falsche

Schlüsse in meinem Leben gemacht haben, als vermuthlich in den Köpfen Saujagd feindlicher Leser — und diese sind bekanntlich die Mehrzahl — bei dieser Gelegenheit entstehen." Lorenz versichert uns ernstlich, noch nie habe ein großer Jagdherr gelebt, dem seine Beamten nicht die beweglichsten und erschütterndsten Vorstellungen über Wildschaden und Bauernbeschwerden gemacht. Selbstgefällig beruft er sich dabei auf seine Bekanntschaft mit den Archiven, in welchen ganze Fascikel von dergleichen Aktenstücken sich fänden, von denen der Goethesche Brief sich nur dadurch unterscheide, daß er keine so gewöhnliche amtliche Form habe, weil Goethe das Glück gehabt, viele Geschäfte mit seinem Herrn in einer persönlich freiern Form abwickeln zu können. Wer bei dem warm aus dem Herzen geflossenen Goetheschen Briefe an die förmlichen katzenbuckeligen Vorstellungen von Amtleuten aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts denken kann, liefert eben dadurch, um mit Lorenz zu reden, den schlagendsten Beweis, daß er nicht berechtigt ist, hier mitzusprechen. Statt die ganze eigene Lage zu beachten, in welcher Goethe den Brief an den Herzog gerichtet, statt zu beachten, was dieser wirklich geschrieben, hält er uns die Beschwerdeschriften von dunkeln Amtsleuten vor, erklärt es für unerwiesen, daß Goethe kein Freund der Saujagd gewesen, worum es sich hier gar nicht handelt, gesteht Goethes Eifer für Abschaffung der Schweine auf dem Ettersberge nicht fachmännisch beurtheilen zu können, da er vor allem wissen müsse, ob der Saupark eingefriedigt gewesen, was leider nicht der Fall gewesen sein werde, was einen sonderbaren Begriff von seiner Fachkenntniß erregt. Eingefriedigt war er natürlich, aber nicht genügend, so daß die Brut sich verbreitete, „als wenn die Thiere wie Hagel vom Himmel fielen". Würdig krönt Lorenz seine Harlekinade mit der so unsaubern wie leichtfertigen Ausrede: „Für das Verhältniß Goethes zu Karl August scheint mir aber die ganze Sauerei durchaus irrelevant."

Zur Sache bemerken wir folgendes. Schon 1777, in der „Harzreise im Winter", freut sich Goethe, daß der Herzog bei Eisenach mit seinen Jagdgenossen auf der Fährte des Wildes späte Rächer der Unbill werden, „dem schon Jahre vergebens wehrt mit Knütteln der Bauer". Er selbst hatte sich mit Karl August zu Dessau im December 1776 der Saujagd gefreut. Im Januar 1778 war zweimal Schweinehatze im Weimarischen Reithause, wobei Goethe einmal in Lebensgefahr kam, da in einem angehendem Schweine das Eisen ihm unter der Feder sprang. Seine eigene Lust an der vom Herzog leidenschaftlich geliebten Jagd kühlte sich bald. Seit er im Juni 1782 die Leitung der zerrütteten Finanzen als Vorstand der Kammer übernommen hatte, waren ihm die kostspieligen Jagden, zu denen der Herzog seine fürstlichen Vettern einlud, äußerst zuwider, da diese nur durch Sparsamkeit hergestellt werden konnten. Im vorhergehenden Winter scheint der Herzog, trotz Goethes ernstlichem Bedenken, den Wildschweinepark am Ettersberg eingerichtet zu haben. Das ernste, dem Herzog zur endlich erlangten Selbstbeherrschung an seinem Geburtstage, dem 2. September 1783, Glück wünschende Gedicht „Ilmenau" gedenkt noch bedauernd des Schadens, den die Hegung des Wildes dort dem armen Landmann zufüge. An die Stelle des brüderlichen Verhältnisses war indessen, je freier sich der Herzog in acht Jahren entwickelt hatte, ein noch immer vertrautes, aber nicht mehr so inniges, getreten. Karl August hatte sich die Einschränkungen, welche der Finanzplan des Leiters der Kammer ihm auflegen mußte nicht mehr gefallen lassen, und er wollte jetzt nicht mehr bloßer Landesvater sein, sondern auch als deutscher Fürst für eine freiere Verfassung des Reiches thätig sein. Im Auftrage des Prinzen von Preußen hatte er eine Reise nach Zweibrücken übernommen. Da aber der Zweck derselben noch auf dem Wege sich als verfehlt ergab, machte er, um nicht seine Absicht zu verrathen, einen Abstecher nach der Schweiz. Auf der Rückreise wirkte er im Sinne des Bundes, ließ sich aber in Darmstadt länger als billig durch die Saujagden zurückhalten. Daß Karl August sich so lange außerhalb des Landes herumtrieb, erregte in Weimar allgemeinen Mißmuth, der noch vermehrt wurde, als man von dem großen Schaden hörte, den die von ihm gehegten Wildschweine am Ettersberge anrichteten. Goethe war gleichfalls äußerst beunruhigt, und so lehnte er die Einladung, ihn in Frankfurt abzuholen, entschieden ab. In dem Briefe, worin der Herzog in dessen Weigerung sich fügte, gedachte er auch seiner Freude an der Jagd. Hieran knüpfte nun Goethe in dem Briefe an, den Lorenz auf gleiche Stufe mit den Beschwerden jedweden Amtmannes an jedweden kleinen Fürsten und Herrn des Reiches stellt. Die Jagdlust gönne er ihm von Herzen, schrieb er, dagegen hoffe er, daß er gleich nach der Rückkehr (und

deshalb gedenke er der Sache schon jetzt) den Landmann von dem Schaden befreie, den die im Parke des Ettersbergs gehegten Wildschweine in der Gegend anrichteten. Um sich dem Anschein der Rechthaberei nicht bloß zu stellen, habe er sich früher Stillschweigen darüber gelobt, aber die allgemeine Aufforderung nöthige ihn jetzt, dieses zu brechen. Von dem Schaden, den eine solche Horde dort anrichten müsse, wolle er gar nicht sprechen, nur von dem Eindrucke, den die Sache auf alle Menschen ausübe, von denen keiner dies, weil es seinen bekannten Absichten und Wünschen geradezu widerspreche, ihm selbst schuld geben wolle; man halte diejenigen für verantwortlich, die, statt Vorstellungen dagegen zu machen, ihm das angerichtete Unheil verheimlichten. Der beim Herzog wegen seiner glücklich durchgeführten Berieselungen und seinem sonstigen Wirken zum Wohle des Landbaues in hohem Ansehen stehende Landkommissar Batty habe ihm ins Gesicht gesagt, es sei nicht möglich, daß des Herzogs Wildschweine einen solchen Schaden verursachten, aber in der folgenden Nacht habe er durch den Anblick der Verwüstung der neugepflanzten Bäume sich davon überzeugt. Um ihm ein öffentliches Aufgeben dieser am Ettersberge von ihm gehegten Wildschweine zu ersparen, schlägt er ihm vor, die Erbfeinde der Kultur in der Stille nach und nach der Tafel aufzuopfern, sodaß mit der zurückkehrenden Frühlingssonne die Umwohner des Ettersbergs wieder mit frohem Gemüth ihre Felder ansehen könnten. Die Erwähnung des kläglichen Lebens des Landmannes beginnt er nur, um sie gleich wieder abzubrechen, da der Herzog selbst dies wisse, um dann, mit Berufung auf seine bewährte Entsagungskraft, die Hoffnung auszusprechen, er werde mit dieser Leidenschaft den Seinigen ein Neujahrsgeschenk machen, und mit einem Scherze, wie Karl August ihn liebte, zu schließen: er halte sich für die Beunruhigung des Gemüths, die ihm die Kolonie seit ihrer Entstehung verursacht, nur den Schädel der gemeinsamen Mutter des verhaßten Geschlechts aus, den er dann in seinem Kabinette mit doppelter Freude aufstellen werde. Aber noch kann er nicht endigen. Auf einem neuen Blatte beginnt er die Stimmung zu schildern, die ihn getrieben, dem Herzoge diesen seinen Wunsch auszusprechen. Er habe neulich den anfangs scherzhaften Einfall gehabt, seine in Weimar verlebten neun Jahre und die mancherlei Epochen seiner Denkart zu überdenken, und sich eingebildet,

er komme erst jetzt nach Weimar und trete mit seiner jetzigen Kenntniß der Personen und Sachen, aber mit neuer Kraft und Lust zu wirken in seinen Dienst. Diese Idee habe ihn erheitert und unterhalten, da er in eine reine Zukunft schaue. Auch der Herzog mußte sich dabei erinnern, was sie beide diese Zeit über sich gewesen und ihn den alten treuen Freund wieder ganz erkennen lassen, dem nur Liebe zu ihm den Muth zu seinem Wunsche eingegeben. Behauptet Lorenz auch hiernach noch immer, der unglückselige Brief sei gar nichts besonderes, wird er vielleicht aus seinen alten Scharteken einen irgend ähnlichen herauslangen?

Das Verfahren, wie unser Historiker Goethes Verhältniß zu seinem Herzog sich vorstellt, ist wieder ganz einzig. Wohlgemuth versichert er nach seiner höhern Einsicht: „In den Biographien des Dichters wird der Eintritt in das neue Verhältniß nicht geschäftlich genug betrachtet. Man denkt nur immer an Freundschaft und persönliche Bande, die sich doch erst im Laufe der Zeit entwickeln konnten.“ Das gerade Gegentheil liegt thatsächlich vor, so daß nur derjenige, der seine Einbildung höher stellt, der die Wahrheit der Geschichte auf seinen eigenen Kopf schreiben will, um eine Specialität zu haben, einer solchen Antinomie fähig ist. Goethe sagt selbst in dem schönen hochbedeutenden Briefe aus Neapel vom 27. Mai 1787: „Mein Verhältniß zu den Geschäften ist aus meinem persönlichen zu Ihnen entstanden“, und wir können dies an dem Faden der unverdächtigen gleichzeitigen Aeußerungen im einzelnsten verfolgen, wie von Schöll und mir, geschehen ist: aber Lorenz umgeht die sichersten Zeugnisse oder wirft sie höhnend zur Seite, um als ein blinder Pfadfinder der Welt neue Wege zu zeigen. Jeder Verständige sucht, wenn er sich über ein geschichtliches Verhältniß klar werden will, womöglich dessen Entstehung zu verfolgen: über den Eintritt Goethes in Weimar, seit der ersten Verbindung des Herzogs mit ihm, sind wir in erwünschter Weise durch die besten gleichzeitigen Aussagen unterrichtet. Lorenz schwingt sich darüber hinweg und will dem unkundigen Leser weismachen, Goethe sei zu seiner höchsten Freude durch die Gnade des Herzogs berufen worden, wenn er auch einmal, im Widerspruch damit und zugleich mit reinster Willkür, behauptet, Goethe habe am Schlusse von „Wahrheit und Dichtung“ sich „großer und schwerer Entschlüsse“ erinnert „zu neuen und ungekannten Aufgaben und

Wegen, die sich an Weimar nothwendig anschließen mußten, wenn er sich daselbst gebunden haben würde". Für Lorenz ist „Wahrheit und Dichtung" eine der häufigsten und handlichsten Quellen. Leider hat er die für einen Historiker ganz unumgängliche Frage über die Zuverlässigkeit dieser novellistischen, aus sehr später und abgeblaßter Erinnerung geflossener Darstellung seiner Jugendzeit gar nicht gestellt, ja sein Aberglaube an die Richtigkeit aller einzelnen Angaben geht so weit, daß er das, was er über die damaligen politischen Zustände Deutschlands und seine eigene Stellung zu ihnen sagt, obgleich es zum Theil sich selbst und andern gleichzeitigen Aeußerungen widerspricht, für bare Münze hält, auch darauf nicht achtet, daß der vierte Theil, besonders manche von ihm benutzten Stellen, in der spätesten Zeit seines Lebens geschrieben sind. Ueber diese Hauptfrage mit trockenem Fuße oder höchstens mit einer vornehmen Miene hinwegzugehen, mag sich die unkritische Geschichtschreibung erlauben, sie hat aber eben auch keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit. Ich will hier auf die von mir anderwärts gegebene eingehende Erörterung um so weniger eingehen, als in meiner so eben erscheinenden Ausgabe von „Wahrheit und Dichtung" alle einzelnen Fälle erörtert sind. Hier möchte ich nur darauf hinweisen, daß es keineswegs feststeht, schon beim ersten Zusammentreffen Goethes mit dem Herzog sei die Rede auf Mösers „Patriotische Phantasien" gekommen; es ist nicht unwahrscheinlich, daß dies zu den freien Ausführungen gehört. Seine Erinnerung war gerade von diesem Besuche, wie er selbst gegen Knebel bekennt, fast ganz erloschen. Freilich hat sich ein Brief Goethes an Mösers Tochter vom 28. December 1772 erhalten, worin er dieser seinen Dank für den ersten Band der „Phantasien" ausspricht, die er mit sich herumtrage: aber daraus folgt nicht, daß er diese schon fünfzehn Tage vorher beim Besuche des Herzogs gekannt, vielmehr wird er seinen Dank für diese schöne Belehrung, die ihm der Buchhandel zugebracht hatte, ganz frisch ausgesprochen haben. Daß bei jenem ersten Gespräch mit dem Herzog der Zufall die Rede auf Möser gebracht habe, war ein glücklicher Gedanke, der dadurch veranlaßt wurde, daß er am Ende jenes Jahres wirklich die „Phantasien" kennen gelernt hatte. Was nun den von Lorenz herangezogenen Schluß von „Wahrheit und Dichtung" betrifft, so ist es völlig unwahrscheinlich, daß Goethe sich wirklich mit den

Worten Egmonts von der Heidelberger Freundin getrennt habe. Aber abgesehen davon, hat Lorenz auch hier wieder seine Flüchtigkeit bewiesen. Der Entschluß, den Weimarer Hof zu besuchen (von einer dortigen Anstellung handelte es sich gar nicht), fiel ihm so wenig schwer, daß sein ‚Verstand und Gemüth" gleich dahin neigten, nur die in Aussicht stehende Reise nach Italien bildete ein bedeutendes Gegengewicht. Leidenschaftlich wurde der Abschied nur durch den hartnäckigen Widerstand seiner Freundin Delf, die auf ihren Heiratsplan nicht verzichten wollte und diesen dadurch vernichtet glaubte, obgleich Goethe erklärte, er mache nur auf kurze Zeit zu Weimar seine Aufwartung, seine italienische Reise sei keineswegs aufgegeben. So trefflich bewährt sich unser Historiker im Mißverstehen der deutlichsten Aeußerungen.

Berühren wir zur Widerlegung der ungeheuern Entstellung kurz das, was wir über die Anknüpfung des Verhältnisses wissen, so hatte der Erbprinz im Dezember 1774 bei seiner Anwesenheit zu Frankfurt Goethes Besuch durch Knebel erbeten. Bei diesem gefiel er ihm so wohl, daß er ihn zu sich nach Mainz einlud, wohin er sich schon am folgenden Morgen begab, um mehrere Tage zu bleiben. Der Erbprinz veranlaßte ihn, an seinen Lehrer Wieland, den er so scharf angegriffen hatte, einige freundliche Worte zu schreiben, nachdem er sich offen über das Entstehen seiner übermüthigen Posse erklärt hatte. Da er Knebel, der sich mit Goethe innig befreundet, auch Handschriftliches von ihm erhalten hatte, um es gelegentlich Karl August vorzulesen, so trat er auf dessen Reise nach Frankreich mit ihm in Verbindung. Aber die namenlos erschienene Farce „Prometheus", die wenigstens verrieth, daß Goethe unvorsichtig genug gewesen war, bei seinen Freunden der Reise nach Mainz und des dort an Wieland gesandten Grußes zu gedenken, warf auf den jungen Dichter einen bösen Schatten. Knebel wandte sich deshalb an Goethes ehemaligen Mentor, den Aktuarius Salzmann, den er in Straßburg kennen gelernt hatte. Sein glänzendes Zeugniß für den tiefsehenden Goethe, der ein unbestechlicher Richter sei, fern von aller Autorkoketterie und Eitelkeit, schlug allen Verdacht nieder. Karl August fühlte ein tiefes Bedürfniß nach einem wahren Freunde, dem er sich ganz vertrauen dürfe. In einer augenblicklichen Aufwallung glaubte er früher diesen zu Baireuth in dem dreizehn Jahre ältern sehr gebildeten,

auch dichterisch und musikalisch begabten Sardinischen Obristlieutenant Freiherrn von Seckendorf gefunden zu haben, den er, wenn er zur Regierung gelangt sei, als Kammerherrn und geheimen Legationsrath zu berufen versprach. Einem Vetter desselben, einem Weimarischen Hofjunker, war er früher besonders geneigt gewesen. Aber in ihnen hatte er doch nicht ein Herz gefunden, wie er es suchte; auch der hofmännisch gewandte Kammerherr und Stallmeister von Stein, den seine Mutter ihm zur Seite gab, als sie einen kleinen Hof für ihn bildete, hatte ihn nicht so gefesselt, daß er ihm sich hingegeben hätte. Im Mai 1775 begrüßte Goethe auf der Schweizerreise am Karlsruher Hofe den Erbprinzen und dessen liebenswürdige Braut Landgräfin Luise von Hessen-Darmstadt. Als der eben zur Regierung gelangte Karl August vier Monate später auf der Brautreise nach Frankfurt kam, lud er den Dichter ein, ihm auf der Rückreise in Begleitung seiner Gattin nach Weimar zu folgen. Wenn der damals in Weimar anwesende Großbritanische Arzt Zimmermann, der im Hofleben wie wenige zu Hause war, sich damals, wie er an Frau von Stein schreibt, mit eigenen Augen überzeugte, daß der Herzog in den alle bezaubernden Dichter verliebt war, so muß er vor dem Jenaischen Professor die Segel streichen, der das große Wort gelassen ausspricht, die damalige Welt habe keinen andern Grund als das Verliebtsein für das Verhältniß, was sich bildete, aufzufinden gewußt In gewohnter Nachlässigkeit verwechselt er auch noch die Zeiten. Als Zimmermann dies bemerkte, war Goethe noch in Frankfurt, und er berichtet nur, was er damals mit Augen sah, was natürlich Lorenz leugnen muß. Als auf der Rückreise das herzogliche Paar Goethe einlud, mit dem in kurzem eintreffenden Kammerjunker von Kalb nach Weimar zu kommen, so war dies nur ein Zeichen höchsten Wohlgefallens an dem herrlichen Genie, das alle Welt entzückte, das den hellsten Kopf mit dem edelsten Gemüthe, dem wärmsten Herzen und der glühendsten Einbildungskraft verband. Goethe wurde von des Herzogs großem, edlem, feurigem Geiste und seiner mächtigen, oft in abenteuerlicher Vergeudung sich ergießenden Thatkraft hingerissen. Aber wie vertraut zu Weimar das Verhältniß des Fürsten zum Dichter sich in rascher Entwickelung gestaltete, wie lange sich auch sein Aufenthalt verzog, in den sechs ersten Wochen war noch kein Gedanke an Goethes Anstellung, der

sein freier Sinn ganz widerstrebte. Lorenz meint freilich, zwischen Goethes Vater und dem Dichter sei, wie er sich sonderbar ausdrückt, eine reichsstädtische Meinungsverschiedenheit über den Charakter von Fürsten und fürstlichem Dienst überhaupt gewesen. Aber wenn der Sohn eine freiere Ansicht hatte als der sich auf bekannte Erfahrungen stützende Vater und es zwischen ihnen oft zu einem hitzigen Gefechte kam, wie es sein Vater liebte, wenn er nicht den Stab über alle Fürsten brach, so war er doch weit entfernt, sich in das Joch eines solchen Dienstes fügen zu wollen. Ende 1773 schrieb er an Kestner: „Ich bin von jeher gewöhnt, nur nach meinem Instinkt zu handeln und damit könnte keinem Fürsten gedient sein. Und dann bis ich Subordination lerne! (Es ist ein verfluchtes Volk, die Frankfurter! pflegt der Präsident von Moser zu sagen, man kann ihre eigensinnigen Köpfe nirgendshin brauchen)!" Im vierzehnten Buche von „Wahrheit und Dichtung" heißt es: „Biegsamkeit ist die Tugend der gebornen Reichsbürger nie gewesen." Dort heißt es dann von Lavater: „Auch er wird von dem Freiheits- und Naturgeiste der Zeit ergriffen, der jedem sehr schmeichlerisch in die Ohren raunte: man habe ohne viele äußerliche Hülfsmittel Stoff und Gehalt genug in sich selbst; alles komme nur darauf an, daß man ihn gehörig entfalte." Im zwölften Buche ist von dem herrschenden Sinne die Rede, den man das Bedürfniß der Unabhängigkeit nennen könne; freilich wird hinzugefügt: „Unter uns jungen Gesellen ließ sich nichts von jener Art spüren, welche tadelnswerth gewesen wäre", aber dieser Unabhängigkeitssinn wurde bei Goethe um so mehr genährt, je feuriger sein Wesen war und je günstiger seine äußere Lage. Sulzer, der ihn im September 1775 sah, nennt ihn „ein wahres Originalgenie von ungebundener Freiheit über politische sowohl wie gelehrte Angelegenheiten". Wenn der in den sechziger Jahren stehende Goethe von sich und seinen Jugendgenossen hier und sonst einen überfreien politischen Geist abwehren will, so konnte er sich eben in seine stürmische Jugendzeit nicht zurückversetzen, und es widersprechen seiner Versicherung andere Stellen in „Wahrheit und Dichtung" selbst, noch mehr eigene Aeußerungen aus seinen Jugendtagen. Wahr ist nur, daß jener Freiheitssinn nicht zum Umsturz der bestehenden Verhältnisse sich verstieg, nicht diesen thatsächlich versuchte, sondern ideal blieb, selbst bei den ausschweifendsten, dichterischen Tyrannen

mördern. Aber das Auftreten Voltaires gegen die Richter, die auf falsche Zeugnisse der Geistlichkeit Calas zum Tode verurtheilt und wirklich dem Schaffot überliefert hatten, pries auch Goethe, und Lorenz sollte dessen Brief an Lavater kennen, in welchem er dessen Anklage des ungerechten Landvogts in übersprudelnder Begeisterung als eine That preist, die hundert Bücher gelte, ja den Wunsch äußert, daß die Zeiten (solcher Thaten) ihm wieder auflebten, ja hinzufügt, dann wollte er sich mit der Welt aussöhnen. Man sollte denken, wer diesen so bezeichnenden Brief gelesen, könne ihn nie wieder vergessen. Doch Lorenz belehrt uns, schon im Jahre 1775, habe Goethe sich einmal über den Unwerth der Freiheitsideen erklärt, von denen alle Welt erfüllt sei: „er kann sich in Corsika die Menschen nur unter despotischer Herrschaft glücklich denken.“ Es ist eine Unart, deren Lorenz sich gern zu seinem Zwecke gestattet, daß er die Aeußerungen Goethes ganz aus ihrem Zusammenhange reißt, wonach er sie sagen läßt, was sie nicht sagen sollen. Das ist um so gefährlicher, wenn er verschweigt, bei welcher Gelegenheit sie gethan worden, selbst wo sie zu finden seien. Diesmal liegt ein Brief von Goethes Diener Seidel an einen Frankfurter Landsmann zu Grunde. Seidel erzählt, wie sie am 18. November 1775 zu dreien nachts in einer Kammer gelegen, wo sie mit so viel Heftigkeit als Gelehrsamkeit auf Veranlassung der Korsen sich über die Frage gestritten, ob nicht ein Volk in der Freiheit glücklicher sei als unter dem Befehl eines souveränen Herrn. Seiner Behauptung, die Korsen seien jetzt wirklich unglücklich, habe Goethe widersprochen: ihre Unterwerfung sei ein Glück für sie und ihre Nachkommen, sie würden nun verfeinert, entwildert, lernten Künste und Wissenschaften, da sie früher roh und wild gewesen. Und was hat Lorenz daraus gelesen? Den Unwerth der Freiheitsideen, von denen alle Welt erfüllt sei. Freilich einem Lorenz kann man nicht zumuthen, daß er bemerken soll, Goethe necke, in seiner beliebten Weise, alles zu bestreiten, deren er selbst im sechzehnten Buche von „Wahrheit und Dichtung“ gedenkt und die in seinen Gesprächen so häufig sich findet, mit dieser paradoxen Entgegnung seinen von der Freiheit begeisterten Diener, dem er zu seiner weiten Ausführung das letzte Wort läßt, da sein eigner Einwand ja von äußerst geringer Bedeutung und garnicht im Sinne der Zeit ist, die, wie der Bannerträger des Sturmes

und Dranges Herder, die wilden Völker für berechtigt hielt, auf ihre Weise glücklich zu sein und sich auch gegen das Wirken der Missionäre erklärte. Auf solche Nichtigkeit stützt sich des Gegners Satz, Goethe habe schon 1775 die Freiheitsideen für unwerth erklärt.

In Weimar wurde Goethe immer mehr der Liebling, der vertraute und unzertrennliche Genosse des jungen Herzogs. Darin kommen alle Stimmen überein, welche wir aus jenen ersten Weimarischen Tagen vernehmen, Das bunte Leben „im Treiben und Weben des Hofs“ that unserm jungen Frankfurter Advokaten, der sich des innigsten Verhältnisses zu Karl August erfreute, sehr wohl, es gab seinem Leben, wie er vierzehn Tage nach seiner Ankunft meldet, einen neuen Schwung. „Gott weiß, wozu ich noch bestimmt bin, da ich solche Schule durchgeführt werde!“ ruft er aus. Um die Zukunft war er unbesorgt. Man muß seine eigenen Aeußerungen nicht kennen, um zu glauben, er habe nach einer Stelle am Hofe sich gesehnt. Für Goethe ist es gerade so bezeichnend, daß er sich vertrauensvoll der liebreichen Leitung seines Schicksals überließ. Dem Willen seines Vaters gemäß, trieb er bei und mit ihm die ihm widerstrebende Advokatur; er ließ es geschehen, daß dieser ihn immer mehr „in Stadt-Civil-Verhältnisse einzuspinnen suchte“, wie er Mitte September 1773 an Kestner schrieb. „So lang meine Kraft (es zu dulden) noch in mir ist!“ Zur Zeit schreckte ihn von jeder amtlichen Stelle noch die „Insubordination“ ab. Die Reise nach Italien schwebte ihm noch in Weimar zunächst vor. Ein Bild seines innigen, fröhlichen Zusammenlebens mit dem Herzog bieten uns die Briefe des Stol berge bei ihrer Anwesenheit in Weimar bis zum 3. Dezember. Diese wollten ihn mit nach Hamburg nehmen, aber der Herzog konnte sich nicht von ihm trennen, da sein „Wolf“ nur zu bald nach Frankfurt zurück mußte. Den Gedanken ihn in Weimar zu fesseln, konnte er gar nich fassen. Ganz unerwartet wurde der erste Faden zu einem solchen Entschluß geschlagen, als der Herzog ihn am 12. Dezember fragte, wen er wohl zu de Jahre lang erledigten Stelle eines Generalsuperintendenten vorschlagen würde, und er ihm Herder nannte. Eben der Widerstand, den dessen Berufung bei der auf diese Stelle lauernden Weimarischen Geistlichkeit fand, machte es zu einer Ehrensache für ihn, sie durchzusetzen und so lange zu bleiben, bis alles geordnet sei. Da er einmal im Auftrage des Herzogs gewirkt

und die Gegner zu leidenschaftlichstem Hasse getrieben hatte, entschloß er sich auf den Wunsch des Herzogs gegen den Willen des Vaters zum Eintritt in eine Vertrauensstelle, und eben die großen Schwierigkeiten, welche seine Anstellung machte, bildeten einen besondern Reiz für ihn. Die brüderliche Freundschaft des Herzogs, die Liebe zu Frau von Stein und der Ehrgeiz, seinen Willen gegen die Geistlichkeit und alle neidischen und sachlichen Gegner am Hofe und in der Regierung durchzuführen, diese brachten es dazu, daß die „Bastseile" rissen, die ihn so lange an Frankfurt und sein Elternhaus gebunden. Alles dieses liegt so offen am Tage, daß es der Vermessenheit des Jenaischen Geschichtsprofessors bedurfte, es todtzuschweigen und in schärfstem Widerspruch gegen die Wahrheit drucken zu lassen: „Dieser junge Doktor, der seinerseits recht gut wußte, daß man in dem Kreise, in den er eintrat, nur nach Stellung, Würden und Ahnen fragte, konnte verständiger Weise zunächst nichts sein, als alles das, wozu ihn sein Fürst machte." Das ist die unverzeihlichste Sünde gegen den Geist der Wahrheit und den großen Dichter, den edlen Mann, von dem Karl August sagte, daß wer seinen Kopf mit verdienter Achtung im Petschaft führe, nicht leicht etwas schlechtes in die Welt schicken werde. Lorenz hätte die Pflicht gehabt, wenigstens Goethes Briefe aus der ersten Weimarischen Zeit zu lesen, worin z. B. „der junge Doktor" an Lavater, schon am 22. Dezember schreibt: „Ich bin hier wie unter den Meinigen und der Herzog wird mir täglich werther und wir einander immer verbundener." Und mit welcher mehr als brüderlichen Liebe hing Karl August an dem Freunde! Als der Herzog zu Weihnachten an den Gothaischen Hof gegangen, wandte sich Goethe noch vor dem Schlafengehen an seinen lieben gnädigen Herrn; es drängte ihn sein altes Zigeunerlied, das heute Abend wieder in ihm lebendig geworden, niederzuschreiben, seiner Tagesereignisse zu gedenken, schließlich auch des Gefühls seiner verlorenen Liebe zu Lili, von der er ihm viel erzählt hatte und die noch „all sein Schmerz und all sein Sang" sei. Den Schluß bildet eine gute Nacht: er möge sich wohl gehaben bei den hundert Lichtern und all den Gesichtern, die ihn umschwärmen und umkredenzen;

„Findst doch nur wahre Freud' und Ruh'
Bei Seelen grad' und treu wie du."

Wie muß sich Lorenz vor diesem vertraulichen Ton entsetzen! Aber er ist klug genug, ihrer gar nicht zu gedenken. Noch unerträglicher, ganz unherzoglich muß es ihm scheinen, wenn Karl August erwidert: „Lieber Goethe, ich habe deinen Brief erhalten; er freut mich unendlich. Wie sehr wünschte ich mit freier Brust und Herzen die liebe Sonne in den Jenaischen Felsen [wo sich Goethe befand] auf- und untergehen zu sehen, und das zwar mit dir. Ich sehe sie hier alle Tage, aber das Schloß ist so hoch, und in einer so unangenehmen Ebene, von so vielen dienstbaren Geistern erfüllt, welche ihr leichtes, luftiges Wesen in Sammet und Seide gehüllt haben, daß mirs ganz schwindlig und übel ward. Ich komme erst den Freitag wieder. Mache doch, daß du hierher kommst; die Leute sind ganz neugierig auf dich." Wie konnte doch ein Sachsen-Ernestinischer Herzog Lorenzischer Mache so gemein gegen einen unadeligen Advokaten sich äußern und ihm nach so kurzer Bekanntschaft das Du geben, dessen nur die Allervertrautesten gewürdigt wurden, zu denen auch Knebel gehörte, obgleich Lorenz unverfroren so vielen erhaltenen Briefen gegenüber behauptet, er habe sich mit einem Ihr begnügen müssen. Und fast noch wunderbarer, wagte es dieser junge Advokat, den nach Lorenz das Hofleben gereizt haben soll, der Einladung nach Gotha nicht zu folgen, wie er schon vorher sich geweigert hatte, mit Karl August den Hof zu Rudolstadt zu besuchen! Nur den Statthalter von Dalberg, der bloß Freiherr war und mit Weimar in der innigsten Verbindung stand, besuchte er und war bald mit dem schlichten Manne von angesehenstem Adel vertraut. Erst ein Jahr später ging er mit dem Herzog zum Fürsten von Dessau, nach Gotha nicht vor dem Januar 1780. Hoflust hatte er nicht, und Höfe waren ihm nichts Neues, er hatte schon die von Homburg und Karlsruhe besucht und war selbst von Fürsten aufgesucht worden. Freilich Lorenz gedenkt der freudigen Berichte des Dichters von den Fahrten zu den Gothaischen Herrschaften, vergißt aber zu bemerken, daß diese Besuche erst mehr als vier Jahre nach seiner Ankunft in Weimar begannen, und die ihn nur deshalb seitdem anzogen, weil man dort „recht gut mit wechselseitiger aisance und bonhomie war" und „mancherlei Interessantes vorkam."

Goethe sei dem Herzog alles, so schrieb der ganz von ihm hingerissene Wieland anfangs Januar, aber, meinte er auch, dieser werde noch lange

bleiben, den Gedanken, daß er sich hier fesseln lasse, hatte auch er nicht. Goethe selbst wollte scheiden, sobald er die Berufung Herders durchgesetzt. Doch am 24. meldet er Herder, vielleicht werde er, nachdem der Ruf erfolgt sei, noch eine Zeit lang zu Weimar bleiben, da vor seiner Ankunft noch erst bellus modus vieler Sachen verabredet werden müsse. Und schon vier Tage später heißt es in einem Briefe an Frau von Stein: „Es geht mir verflucht durch Kopf und Herz, ob ich bleibe oder gehe." Im Herzen hatte er sich schon entschieden: er konnte den Herzog, der seiner Leitung bedurfte, nicht verlassen, er selbst der linden Zusprache der geliebten Seelenführerin nicht entbehren. Auch hatte er sich überzeugt, daß er hier ein ergiebiges Feld der gespannten Thätigkeit aller seiner Kräfte finde, die seiner Rastlosigkeit auch als Gegengewicht der ihn sonst zerstörenden Einbildungskraft nöthig sei. Dies beweisen seine Briefe an Merck und Johanna Fahlmer. Letzterer bekennt er am 14. Februar: „Ich werd' auch wohl da bleiben und meine Rolle so gut spielen, als ich kann, und so lang, als mir's und dem Schicksal beliebt. Wär's auch nur auf ein paar Jahre; ist doch immer besser als das unthätige Leben zu Hause, wo ich mit der größten Lust nichts thun kann. Hier hab' ich doch ein paar Herzogthümer vor mir. Jetzt bin ich dran, das Land kennen zu lernen; das macht mir schon viel Spaß. Und der Herzog [der ihn meist begleitete] kriegt auch dadurch Liebe zur Arbeit, und weil ich ihn ganz genau kenne, bin ich über viel Sachen ganz und gar ruhig. [Seine jugendliche Hast und seine unbändige Lust zum Abenteuerlichen hofft er durch milden Zuspruch bei dem mächtigen Einfluß auf sein Herz zu besänftigen.] . . . Eine herrliche Seele ist die Frau von Stein, an die ich so was man sagen möchte geheftet und genistelt bin . . . Sie sollten nicht glauben, wie viel Jungens und gute Köpfe beisammen sind; wir halten zusammen, sind herrlich unter is [unter uns, volksthümliche Form] und dramatisiren einander [in den sogenannten Matinées]! Damit stimmt fast wunderbar der fünf Jahre später an seine Mutter gerichtete Brief, wo es heißt: „Sie erinnern sich der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen, eh' ich hierher ging, zubrachte. Unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältniß des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte

mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahnung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandte Fehler sich und andern unerträglich wird. Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhältniß gesetzt zu sehen, dem ich von keiner Seite gewachsen war, wo ich durch manche Fehler des Unbegriffs und der Uebereilung mich und andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte, wo ich, mir selbst und dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen ging, die vielen hundert Menschen nicht nöthig sein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war." Wer hier noch nicht zu erkennen vermag, was Goethe in Weimar fesselte, was ihn von Frankfurt wegtrieb, wer hiernach und nach allen beigebrachten Zeugnissen noch behaupten kann, die Sucht nach einer Stellung an einem fürstlichen Hofe habe ihn in das Staatsjoch gezwungen, den überlassen wir gern Lorenz, der sich ganz ergötzlich darauf beruft, Goethe habe im Jahre 1792 der ausgezeichneten Gnade gedacht, mit der ihn der Herzog seit so vielen Jahren behandelt habe auch in den letzten Lebensjahren das Beständige und Beharrliche in dem Verhältnisse zu Fürsten hervorgehoben, „so zwischen ihm und dem Herzog", worum es sich hier, abgesehen von dem nicht völligen Zutreffen der Sache, gar nicht handelt. Erst nach einem vierteljährlichen Aufenthalt zu Weimar gab Goethe dem Herzog sein Wort, bei ihm zu bleiben, wenn er ihm eine einflußreiche öffentliche Stellung in seinem Lande verschaffe. Ihm diese nach Wunsch zu sichern erforderte freilich große und lange Anstrengung, selbst des Eintretens der Herzogin Mutter; aber es gelang endlich dem allmählichen vorsichtigen Vorschreiten, bei dem Goethe eine zweite Probe seiner diplomatischen Klugheit ablegte, den Minister Fritsch, den Karl August nicht aufgeben wollte, zum Entschlusse zu bestimmen, sich den Dichter des „Werther" als Mitglied des Conseils gefallen zu lassen. Am 26. Mai bat derselbe Kavalier, der Wolfgang von Frankfurt abgeholt hatte, im Namen des Herzogs Goethes Eltern um die Erlaubniß, ihren Sohn unter dem Titel eines geheimen Legationsrathes mit einem Gehalt von 1200 Thaler in sein Ministerium zu ziehen unter Beibehaltung seiner gänzlichen Freiheit, der „Freiheit Urlaub zu nehmen, die Dienste ganz zu verlassen, wenn er will". Die wechselseitige Neigung des Herzogs gegen ihn, sein

unumschränktes Vertrauen in ihn, mache es beiden unmöglich, sich von einander zu trennen. Nie würde der Herzog darauf verfallen sein, ihm eine andere Stelle, einen andern Charakter als den von seinem Freunde anzutragen, wenn die hergebrachten Formen dies nicht nöthig machten. „Denken Sie sich denselben als den vertrautesten Freund unseres lieben Herzogs, ohne den er keinen Tag existiren kann, von allen braven Jungen bis zur Schwärmerei geliebt, alles, was wider uns war, vernichtet". Kannte Lorenz diesen Brief nicht, wußte nicht, daß der Herzog in seiner Anstellung die kanzleimäßige Formel dahin abgeändert hatte, daß er ihn berufen, „wegen seiner Uns genug bekannten Eigenschaften, wegen seines wahren Attachements und seines daher fließenden Vertrauens" und ließ sich durch diese jedenfalls unverzeihliche Unkenntniß, zu der Herabsetzung solcher genialen Freundschaft zu einer gewöhnlichen gnädigen Anstellung verblenden? Oder sollte er auch einer solchen Vernichtung seiner leidigen Einbildung gegenüber verstockt behauptet haben: „Man darf nur nie dabei eine Verschiebung des thatsächlichen Unterschieds von Rang und Stellung (des Herrn und des Dieners) voraussetzen"? Seine Schuld ist in beiden Fällen so schwer wie unleugbar. Gar zu heiter ist sein allzuweises Schiboleth: „Unsere Vorstellung von Beziehungen und Freundschaften solcher Art wird stets zu Mißverständnissen führen, wenn man die Schlagworte des revolutionären Zeitalters der égalité und fraternité nicht recht gründlich dabei ausschließt. Das achtzehnte Jahrhundert hatte keinen Raum dafür." Als ob hier von der zur That gewordenen Lehre, alle Menschen seien Brüder, die Rede wäre, die nicht erst von der französischen Staatsumwälzung sich herschreibt, als ob es keinen Fürsten gegeben, der vor einem edlen, großen Menschen dem thatsächlich widerlegten Vorurtheil höherer Geburt entsagt hätte! Und von Karl August steht ja fest, daß er Goethe als herzlichsten Freund sich zum Führer wählte. So schreibt denn Goethe schon am 6. März 1776 der Mutter, er sei Bruder und alles eines Fürsten, er sei dem Herzog alles, was er ihm sein könne, dieser ihm, was er sein könne. Lorenz macht sich ein dem wirklichen Thatbestand widersprechendes Idealbild von Goethes unbeschränkter Verehrung des Fürstenstandes, die ihn von jeder brüderlichen Vertraulichkeit zurückgeschreckt habe. So kann nur urtheilen, wer den Herrn ebenso wenig wie den Diener kennt. Eckermann's

Gespräche mit Goethe stehen Lorenz als treue Hülfstruppen zur Seite, wenn sie seinem Wahne eine auch noch so schwache Stütze zu bieten scheinen; sonst hört er auf sie nicht. Die hübsche Geschichte, wie der Dichter den beiden zehn- bis zwölfjährigen Gothaischen Prinzen, als sie zum Theetisch ihrer Mutter, bei der er saß, heranstürmten, mit den Händen in die Haare gefahren sei und ihnen zugerufen: „Nun, ihr Semmelköpfe, was macht ihr?" ist für Lorenz nicht vorhanden, und gröblich muß es ihn verletzen wenn Goethe nach Erzählung derselben bemerkt: „Ich will nun just eben nicht damit prahlen, aber es lag tief in meiner Natur: ich hatte vor der bloßen Fürstlichkeit als solcher, wenn nicht zugleich eine tüchtige Menschennatur und ein tüchtiger Menschenwerth dahinter steckte, nie viel Respekt. Ja es war mir selber so wohl in meiner Haut und ich fühlte mich selber so vornehm, daß, wenn man mich zum Fürsten gemacht hätte, ich es nicht eben sonderlich merkwürdig gefunden haben würde." Ich will nun eben nicht behaupten, daß Eckermann Goethes Aeußerung wortgetreu wiedergegeben habe, aber unzweifelhaft war dies der Sinn und Ton seiner Rede. Die Fürstlichkeit, die Herzoglichkeit schätzte er, in sofern sie dem Menschen eine freiere Anschauung, einen weitern Umblick gestattet als dem in niedern oder mittlern Kreisen Aufgewachsenen, aber er empfand es als einen großen Mangel, wenn er auch nicht mit Rousseau es nicht für ein Unglück hielt, als Prinz geboren zu sein, daß sie den natürlichen Blick trübe, Anmaßung und alle Fehler des Eigendünkels nähre, und in ihr sah er die Hauptschwierigkeit von Karls Augusts voller menschlicher Entwicklung, da er vom Hange zum Abenteuerlichen und zu äußerer Vornehmheit sich so leicht hinreißen ließ, wogegen Goethe eben viel zu kämpfen hatte. Daß dieser nicht als unterthäniger Diener Lorenzischen Stils sich fühlte, zeigt die Art, wie er ihn bezeichnet, wenn er sich frei ausspricht. In den ersten Briefen an Herder lesen wir: „Die Fürstenkinder (sind) edel, lieb und hold. — Unser Herzog ist ein goldener Junge. — Johann Friedrichs Nachkommen, den besten Jungen, der wohl der Kur (der Kurfürstenwürde) werth wäre, werth, daß das Schicksal dem wieder gäb', was er jenem nahm." Das geht ja gegen allen Lorenzischen Respekt! Und nun wagt er gar in den am 3. August auf dem Thüringerwald gedichteten Versen den Herzog geradezu seinen Karl zu nennen, mit dem er hier vergesse, wie sie

beide ein tiefes Schicksal leite. Sollte er sich darüber entsetzen, so beruhige ihn die ihm wohl entgangene, vierzehn Tage vor dem Antritt seiner Stelle, Kestner und seiner Gattin, der Wetzlarer Lotte, gemachte, reine, treue Wahrheit athmende vertrauliche Mittheilung: „Ich bleibe hier, und kann da, wo ich bin, meines Lebens genießen und einem der edelsten Menschen in mancherlei Zuständen förderlich und dienstlich sein. Der Herzog, mit dem ich nun schon an die neun Monate in der wahrsten und innigsten Seelenverbindung stehe, hat mich endlich auch an seine Geschäfte gebunden, aus unserer Liebschaft ist eine Ehe entstanden, die Gott segne!" Er wird sich freuen, zu erfahren, was er freilich hätte wissen sollen, ehe er die Welt über das, wovon er eine ganz ungenügende Kenntniß sich erworben, zu belehren sich vermaß, daß wir auf ein Heranziehen von Stimmen der Zeitgenossen über das Verhältniß von Fürst und Dichter nicht allein angewiesen sind, das nach seiner Versicherung eher die Sache zu verdunkeln als aufzuklären geeignet sei, zu erfahren, daß Goethes eigene so vertraute wie bündige Erklärungen vorliegen, die urkundlich seine anmaßliche Verballhornung des Verhältnisses zwischen Dichter und Fürst in die Luft sprengen.

Eben so falsch wie die von Lorenz gegebene Darstellung von Goethes Eintritt in Weimar ist die von der Lage des Herzogs. Da lesen wir: „Als Karl August von seinem Fürstenthrone Besitz ergriff, stand der geborene Herr und Herrscher in voller Gestalt vor seinem Land und neben den Mitfürsten des Reichs. An den mütterlichen Verwandten, an Oheim und Großoheim, besaß er lebendige starke Vorbilder souveräner Fürstenempfindung; ein Zeitalter höchster landesherrlicher Gewaltübung wirkte das übrige". Lauter Flunkerei! Als der Erbprinz die Regierung antrat, fürchtete man allgemein, selbst die Mutter, sein eigenwilliges, rücksichtsloses Wesen. Doch der von dieser schon im Geiste geschaute Umsturz, wonach Graf Görtz und die Seinen das Feld gewonnen hätten, erfolgte nicht, wahrscheinlich durch Dalbergs Einfluß. Leitender Minister blieb der geschäftsgewandte von Fritsch, den aber die scharfe Entschiedenheit und das unruhige jugendkecke Genußleben des jungen Fürsten abstießen. Viele, die ihm wegen ihrer Zurücksetzung grollten, nährten die herrschende Unzufriedenheit. Mit der Besetzung der schon Jahre lang erledigten Stelle eines Generalsuperintendenten zögerte er zum Aerger der Geistlichkeit. Für die

Regelung der Hofordnung zu sorgen war dem Herzog lästig, wodurch das Mißverhältniß zu seiner jungen Gattin gesteigert wurde. Auch mit den Finanzen war es nicht zum besten bestellt. So wenig glückverheißend war der Anfang der Regierung des achtzehnjährigen sich frei fühlenden lebenslustigen, zu abenteuerlichem Treiben und wilden Vergnügungen neigenden Gebieters. Wie traurig sprach sich Frau von Stein noch am 10. Mai 1776, einen Monat vor Goethes Ernennung, über die unglückliche herzogliche Familie aus, deren einzelne Glieder alle gute Menschen seien, aber keines mit dem andern übereinstimme, der Herzog mit sich und der ganzen Welt unzufrieden sei, täglich sein Leben auf's Spiel setze mit wenig Gesundheit, um sie zu erhalten. Wie sollte Lorenz davon eine Ahnung gehabt haben? Daß der Kriegsruhm des Erbprinzen von Braunschweig und des Heldenkönigs in den damals ruhigen Zeiten Karl August gereizt habe, davon findet sich nicht die geringste Spur: auf Jagden und Eilritten tummelte er sich herum. Lorenz beruft sich darauf, daß der Großvater und Vater von Karl August frühe zur Regierung gelangt seien und ihre Vorfahren im dreißigjährigen Kriege sich Ruhm erworben. Das war für Karl August damals nicht im geringsten Grade bestimmend. Aber Lorenz fährt lustig fort: „Bei so vererbter Anlage [zum Kriegsdienste hatte sich Karl Augusts Bruder bestimmt, obgleich auch er schwächlich war] verschwand die Vorstellung des jugendlichen Alters oder vorhandener Altersunterschiede in Bezug auf Karl August bei dessen Umgebung sehr rasch." Aber der selbst frühreife Goethe war volle acht Jahre älter als Karl August, und des Herzogs Jugendlichkeit empfand er lebhaft, verzieh dieser auch manches. Nun wird gar von Lorenz entdeckt: „Die frühe Heirat war geeignet, das hausväterliche Ansehen des Fürsten noch mehr zu heben." Karl August und hausväterlich mit seinen achtzehn Jahren? Wozu diese lose Schönfärberei? Aber unser Geschichtschreiber, dem es unleidlich ist, daß Goethe bei allen Wissenden als Mentor des Herzogs gilt, möchte es auch äußerlich denkbar machen, daß der junge, heißblütige, eben freigelassene Karl August den sechsundzwanzigjährigen Goethe in der Politik unterwiesen habe, von der dieser doch selbst noch nichts verstand.

IV.

Goethe als Erzieher und Berather.

Daß Goethe Karl Augusts Erzieher, und zwar nicht allein durch Vorbild und Beispiel, sondern auch durch ernstere Mahnungen und offenes Entgegentreten gewesen, ist nicht eine bloß abgezogene Ansicht, es liegt in den Quellen deutlich vor. Daß ein wissenschaftlicher Darsteller des Lebensganges eines bedeutenden Menschen an dessen Selbstbekenntnissen achtlos vorübergeht, ist natürlich ein höchst seltener Fall: hier liegt er unzweifelhaft vor. Lorenz nennt die Tagebücher einmal unbestimmt neben den Briefen als Quellen, aber kennt sie nicht; in den von ihm benutzten Werken wird er freilich oft auf sehr schwerwiegende Aeußerungen derselben gestoßen sein, aber er muß sehr flüchtig und nur wenig darin gelesen haben und ließ die Steine, die er nicht heben konnte, ruhig liegen, viel weniger fragte er sich bei jedem einzelnen Falle, ob nicht Tagebuchbemerkungen darüber sich erhalten haben. Eine nicht minder seltsame Erscheinung ist es, daß er, obgleich er den Einfluß Goethes auf den jungen Herzog erörtern will, die Wurzel, das Keimen und erste Sprießen des Verhältnisses völlig überspringt, und gleich beim Mai 1778 einsetzt, als wäre die Zeit vom Oktober 1775 bis zum dritten Frühjahr von gar keiner Bedeutung. Wir können dasselbe in den Briefen und vom April 1776 an in den Tagebüchern so genau verfolgen, daß wir in dessen Eigenart erwünschte Einsicht gewinnen zur Beschämung des bodenlosen Geredes, das auf seine vornehm unkritische Katehederweisheit sich etwas zu gute thut.

Als gleich in der ersten Zeit, wo Goethe zum Bleiben sich bestimmt hatte, der Oberstallmeister von Stein durch Frankfurt ging und dort Goethes Eltern besuchen wollte, schrieb der Sohn ihnen: „Er ist ein braver Mann, den ihr wohl empfangen mögt, nur muß man über meinen hiesigen Zustand nicht gar zu *entzückt* scheinen. Ferner ist er nicht ganz mit dem

Herzog zufrieden, wie fast all der Hof, weil er ihnen nicht ganz nach der Pfeife tanzen will, und mir wird heimlich und öffentlich die Schuld gegeben." Damals hatte Karl August schon den ersten Versuch gemacht, Goethe ins Conseil zu bringen, doch die Schwierigkeiten, die der Minister erhob, bewogen die verbündeten Freunde die Sache bis zu günstigerer Zeit ruhen zu lassen. Eine längere Krankheit des Herzogs trat dazwischen, welche Goethes Gegner seiner Verführung zu einem tollen Leben zuschrieben. Der Herzog antwortete durch das Geschenk des Gartenhauses an der Ilm Gleich nach seiner Herstellung wandte sich Karl August wieder an Fritsch wegen der Neueinrichtung des Conseils und der Kammer, wobei er einen neuen Plan zu Goethes Anstellung machte; auch diesmal war die Sache vom Herzog und seinem treuen Adlatus reiflich besprochen worden. Wie viel sich Goethe gegen den Herzog erlauben durfte, zeigt die Aeußerung im Briefe vom 4. Mai: „Hernach hab' ich noch eine Lektion für Sie. Da ich so auf dem Wege [er hatte sich mit einem Husaren im Eilritt nach Ilmenau begeben eines Brandes wegen] über Ihre allzugroße Hitze bei solchen Gelegenheiten dachte, dadurch Sie immer im Fall sind, wo nicht was unrechtes doch was unnöthiges zu thun und Ihre eigenen Kräfte und die Kräfte der Ihrigen vergebens anzuspannen; drum hab' ich auch Staffen und Wedeln [die ihn begleiten sollten] gebeten, zurückzubleiben, da ich selbst mehr da bin, um Ihnen vom Ganzen Nachricht zu geben und mich zu unterrichten als etwas zu nützen. Bei der Gelegenheit zieh' ich von manchem Erkundigung ein, habe traurig die alten Oefen [auf dem Hammer] gesehen. Aber die Gegend ist herrlich, herrlich!" Um dem herabgekommenen Ilmenau aufzuhelfen, trug man sich mit dem Gedanken, das lange Jahre aufgegebene Silberbergwerk wieder zu eröffnen. In der Nachschrift heißt es: „Sein Sie hübsch ruhig, so viel's sein kann, leben Sie als homme de lettres und Privatmann, schonen Sie die Hüfte bei dem Wetter!" Solche Mahnungen durfte Goethe wagen, weil er durch sein ganzes Wesen und gefaßtes Eingehen auf des Herzogs Neigungen sein volles Vertrauen sich erworben. Bei der Rückkehr von Ilmenau legte dieser Goethe die scharfe Antwort vor auf den Brief, worin Fritsch erklärt hatte, mit ihm nicht im Conseil sitzen zu können, und deshalb um seine Entlassung bat. Dies sei eine Beleidigung für ihn selbst, entgegnete Karl August, da der

Minister wisse, daß er Goethe als seinen Freund ansehe; auch sei es ein Unrecht gegen Goethe, einen Mann von außerordentlichem Talente, der nicht Verachtung, sondern die Liebe aller rechtschaffenen Leute verdiene. Was würde Karl August sagen, könnte er die Herabdrückung seines Verhältnisses zu Goethe, das auf reinstem Vertrauen ruhte, zu einer bloßen Dienststelle lesen, eine Schrulle, worein der Geschichtsprofessor zu Jena sich verrannt hat! Fritsch möge sich anders besinnen, schloß die nach Besprechung mit Goethe abgesandte Antwort. Der Minister lenkte ein; er bat um Urlaub zu einer in vierzehn Tagen zu machenden Reise, wonach er sich entscheiden wolle. Aber Karl August hatte jetzt Eile, und so bestimmte er denn seine Mutter vermittelnd einzutreten. Diese bat brieflich Fritsch, aus Liebe zu ihr selbst ihren Sohn in diesen Umständen nicht zu verlassen. Ueber Goethe urtheile er nach unwahren Berichten oder einem falschen Gesichtspunkte; dieser gehöre nicht zu den ehrgeizigen Kriechern, seine Moral sei die eines wahren und guten Christen, seinen Nächsten zu lieben und ihn glücklich machen zu wollen. So ward denn dieser Feldzug gegen den widerspenstigen Minister mit diplomatischem Geschick endlich zu raschem Ende geführt. Lorenz muß davon gar keine Ahnung haben. Ebenso wenig kann er das Tagebuch kennen, das Goethe vom 17. bis zum 24. Mai in seinem Gartenhause für die Gräfin Auguste von Stolberg schrieb. Dieses gedenkt des vertrautesten Verhältnisses zu dem Herzog, seiner Mutter und seinem Bruder. Auch zwischen den Brüdern mußte Goethe zu vermitteln suchen, wie er es als eine besonders wichtige Pflicht erkannte, zwischen Karl August und seiner Gattin Frieden zu stiften, von denen er schon im Januar schrieb, sie hätten immer beide unrecht. Lorenz könnte sich daraus die Stelle merken: „Dadrüben auf dem Schloße sah ich viel Licht, indeß ich nach einem Funken schnappte [ein Licht anzuzünden suchte], und wußte doch, daß der Herzog gern mit mir getauscht hätte, wenn ers in dem Augenblicke hätte wissen können. Er ist ein trefflicher Junge und wird, wills Gott, auch ausgähren. Fritz [ihr Bruder, der als Kammerherr nach Weimar berufen war, aber von Klopstock, der den landläufigen Verleumdungen glaubte, zurückgehalten wurde] wird gute Tage unter uns haben, so wenig ich ihm ein Paradies versprechen kann." Freilich machte ihm des Herzogs „Ausgähren" manche Noth, ja dies riß ihn wohl

selbst zuweilen hin, da er durch allzuernste Zurückhaltung den Boden seiner ganzen Wirksamkeit, sein volles Zutrauen, zu verlieren fürchten mußte.

Zu guten Vorsätzen wußte Goethe den Herzog häufig zu bestimmen, oder dieser faßte sie aus sich, aber die Leidenschaft überwand oft. Darauf deutet schon eine Aeußerung gegen Frau von Stein nach der Mitte März: „Ach, von oben bis unten nichts als gute Vorsätze! Klingt's doch fast als wär' ich ein junger Herzog!" Als der Widerstand von Fritsch endlich besiegt war, ja dieser in einem Briefe sich freundlich über ihn erklärt hatte, sprach er Karl August zu, nun möglichst alles zu vermeiden, was die Gegner zum Tadel veranlassen, der Verleumdung irgend einen Halt geben könne. Darauf dürfen wir die Eintragung des Tagebuchs vom 7. Mai beziehen. „Vormittag Erklärung und weitläufig politisch Lied mit dem Herzog." Je näher die Zeit seines Eintritts ins Conseil rückte, um so mehr überkam ihn das Gefühl, welche schwere Aufgabe er übernommen habe. An Herder schreibt er den 18.: „Mir ist's wie dem zweiten im Königreich, so scheißig als dem ersten [dem Herzog], und die Verantwortung, obgleich ich mich nicht verantworte." Die Nacht vor seiner Einführung ins Conseil schläft er beim Herzog. Dieser schreibt am nächsten Morgen unter einen an Frau von Stein gerichteten Brief Goethes: „Denken Sie an mich. Ich treibe mich jetzt mit Goethe ins Conseil: Wenn Sie in Pyrmont ist, liebe Frau, so trinke Sie ja, wenn der Morgen hübsch ist, das erste Glas auf Goethes und meine Gesundheit." Ein solcher Mangel an Rücksicht auf seine Herzoglichkeit, wie kann Lorenz sie Karl August vergeben? Beim Vogelschießen zu Apolda läßt sich Goethe mit Karl August zu ausgelassenem Treiben hinreißen. „Der Herzog und ich theilen wenigstens unsere Dumpfheit", heißt es am andern Tage, und dieser „kollegialischen Dumpfheit" wird auch sonst gedacht. Unter Dumpfheit verstand Goethe das ahnungsvolle Gefühl der Zukunft, das nur gescheiten Menschen eigen sei; beide fühlten, daß das allleitende Schicksal sie für einander bestimmt habe. Von Ilmenau, wohin er sich mit den Herzog und der Kommission für die Wiedereröffnung des dortigen Bergwerks begeben hatte, bittet er Merck, den Vertrauten seiner Seele, ihn immer lieb zu haben und zu glauben, daß er sich immer gleich sei. „Freilich hab' ich was auszustehen gehabt; dadurch bin ich nun ganz in mich gekehrt. Der

Herzog ist eben so, daran denn die Welt freilich keine Freude erlebt. Wir halten zusammen und gehen unsern eigenen Weg, stoßen freilich allen Schlimmen, Mittelmäßigen und Guten fürn Kopf, werden aber doch hindurchdringen; denn die Götter sind sichtbar mit uns." Findet Lorenz etwa auch hier in Karl August den Fürsten, der Respekt für seine Souveränetät verlangt, hoch über seinem unterthänigsten Diener erhaben ist, an Goethe den ehrfurchtvollen Dienstmann, den er in so vielen ledernen Akten in aller Devotion sich bücken gesehen hat? Sind es nicht vielmehr zwei durch keinen Geburtsrang getrennte Freunde, die innig fühlen, wie sie das Schicksal zusammen gefügt hat und sie nur ihrem Instinkte, dem Gott in ihnen, zu folgen haben, um etwas Großes zu wirken, von dem ihre Seele nur dunkel erfüllt war. Jeder von ihnen ging in der freien Zeit seiner Neigung nach, der Herzog besonders der Jagd, Goethe dem Zeichnen. Aber auch Goethe freute sich des Jagens, und zuweilen brachte sein Karl dem auf der Waldhöhe zeichnenden Dichter eine Büchse mit, um gleich von dort jagen zu gehen. Doch auch an ernsten Betrachtungen, wie sie sich der Welt gegenüber zeigen müssen, fehlte es nicht, worauf der Eintrag des Tagebuchs vom 24. Juli: „Politische Abhandlungen" hindeutet.

Aber alle Vorsätze, alles Mahnen half nichts, wenn Karl Augusts unbändige Natur, oft, wenn er sie lange zurückgehalten, zu jugendlichen Tollheiten und studentischen, ja über- oder unterstudentischen, oft rohen Albernheiten hinriß, wie es, nachdem man sich entschlossen hatte, der Wiedereröffnung des Bergwerkes trotz aller entgegenstehenden Hindernisse näher zu treten, in dem Dorfe Stützerbach der Fall war. Leider hatte Herzogin Amalia ihren Sohn nicht in den Jugendjahren austollen lassen, den Besuch einer Universität ihm untersagt. Das sollte sich rächen, aber ein Segen war es, daß er jetzt an Goethe einen Mentor fand. Bei allen Mahnungen, sich zusammenzunehmen, konnte auch Goethe ihn von den Ausbrüchen seines wilden Tollens nicht immer abhalten, ja er mußte ihm zuweilen den Zügel schießen lassen, um nicht durch Widerstand sein Vertrauen einzubüßen und den zurückgehaltenen Jugendtrieb um so gewaltiger und schlimmer sich befreien zu sehen, und seine feurige Natur riß ihn selbst auch einmal augenblicklich hin, mit dem jungen Fürsten zu tollen, dessen hohe Befähigung und edler Trieb. seine Kraft zu bethätigen, ihm lebendig

aufgegangen waren. Doch verstand er es meist, zur rechten Zeit inne zu halten und durch Geist die Roheit zu mildern, auch ihn später die seiner unwürdige, von andern Genossen gesteigerte Ausgelassenheit empfinden zu lassen. Hiervon haben wir den unwiderleglichen Beweis in den Erinnerungen des sechsunddreißig Jahre alten Viceberghauptmann Trebra, welcher Zeuge war, wie man damals dem sechsundfünfzig Jahre alten Kauf- und Handelsmann Glaser auf dem Hüttenplatz zu Stützerbach mitspielte. Goethe allein war unter den vor keiner Ausgelassenheit zurückschreckenden, auch gegen den Herzog sich alles erlaubenden Genossen meist maßvoll, ja dämmte die stürmische Fluth und suchte einen geistigen Funken in das übersprudelnde tolle Lärmen zu werfen. Trebra erkannte, wie er sagt, daß dieser freundschaftlich leitende Genius durch einen in überspannter Lustigkeit mitgemachten halben Schritt sich in die Möglichkeit zu bringen suchte, von der andern Hälfte desto gewisser den heranreifenden mächtigen Brand zurückzuhalten. Lorenz, der es fertig bringt, alles was ihm wider den Strich geht, keck abzuleugnen, erklärt dies für eine bloße Einbildung, eine nachträgliche Kombination, für das nichts Thatsächliches beigebracht werde. Und doch führt Trebra einzelnes dieser Art an, und wäre sein Bericht auch nicht durch die von ihm angeführten Aeußerungen Goethes belegt, daß der Eindruck, den Trebra von diesen Tagen gehabt und in vierzigjähriger Erinnerung behalten, ein falscher gewesen, ist bei einem so besonnenen Manne, ich meine den tüchtigen Trebra, eine unerhört leichtfertige Verdächtigung, die an Flachheit es mit dem lahmen Witze aufnimmt: man könnte glauben, in Goethe hätte ein wahrer Pestalozzi gesteckt, der diesem doch außerordentlich zuwider gewesen sei [?!]. Bestürzt fragt man, ob man sich nicht verlesen habe, doch beruhigt man sich, wenn man unmittelbar darauf liest: „Conclusio: Mit den erziehlichen Momenten in dem Verhältniß von Goethe und Karl August ist es nichts." Freilich ist es Lorenz nur darum zu thun, ein ihm gar unbequemes Zeugniß abzuschütteln, aber doch hätte er seiner selbst wegen es etwas geistreicher thun sollen, nicht Goethe, über dessen Pädagogik eine kleine Literatur vorhanden ist, zu einem aller Erziehung widerstrebenden, Pestalozzi wegen seiner pädagogischen Bestrebungen feindlichen Geiste stempeln, ihm wenigstens die Gabe nicht abstreiten sollen, die Mittel zu erwägen, wie er seine schwere Auf-

gabe lösen könne, was ihm auf so glückliche Weise gelang, daß man bewundern muß, wie geschickt und sicher der Legationsrath auch das Amt des Erziehers des schwer zu lenkenden, stürmisch gährenden jungen Fürsten verwaltete. Lorenz aber geht von dem Grundsatz aus, ein regierender Herzog habe verlangen müssen, daß Goethe die Schranken, welche den von edlerm Blut entsprossenen Gebieter vom Unterthanen scheiden, nicht überschreiten dürfe; es ist ihm einfach undenkbar, daß der Bürgerliche ein Seelenfreund des Fürsten sei, dem er als solcher auch derb die Wahrheit aus dem treuen Herzen sage, der das Recht sich erworben, kein Blatt vor den Mund zu nehmen. So leugnet er denn keck den offenbaren Thatbestand, wo er ihm unbequem ist — und doch will er ein Historiker sein, während er als ein Reineke erscheint, der bei jeder Gelegenheit sich tapfer herausredet und seinen Grundsatz in einem hübschen Verse ausspricht, womit Goethe Newtons Benehmen bezeichnen zu dürfen glaubte. So macht er ‚(Seite 141) Trebra zur Zeit, wo er sechsunddreißig Jahre alt war, zu einem ‚noch ganz jungen Menschen", den tüchtigen Viceberghauptmann, den Goethes Tagebuch „brav, wahr, in dem Seinigen treu" nennt. So thut er die berüchtigten Stützerbachiaden mit dem entscheidenden Wort ab: „Jeder thut so, als ob es sich um eine förmliche Falstaff-Pidoll [Pistol]-Heinz-Komödie aus dem fünfzehnten Jahrhundert handle und schließlich weiß Niemand zu sagen, was denn Entsetzliches geschehen wäre. Ich gestehe in Bezug auf das viel besprochene Treiben nichts als einige mehr oder minder artige Studentenstückchen erfahren zu haben, die einen ausgedehnten Schatz von seit mehr als hundert Jahren in diesen Gegenden lawinenartig vermehrten Anekdoten hervorbrachten." Das Unglück ist, daß unser Historiker oft gar nicht weiß, was er wissen konnte und sollte. Genauere Untersuchungen darüber hatte der Inspektor Mahr in Ilmenau angestellt. Diesen Stützerbacher oft sehr tollen Possen begegnen wir im Tagebuche bis zum April 1778, aber schon im September 1777 waren sie nicht mehr so unwürdig roh. Zwar berichtet das Tagebuch noch von jenen Septembertagen: „Nach Tische mit den Bauermädels getanzt. Glasern sündlich geschunden. Ausgelassen toll bis gegen 1 Nachts. [Er tanzte mit allen Bauernmädchen und trieb eine lüderliche Wirthschaft, wie auch unzweifelhaft der Herzog.] Morgens Possen getrieben", aber von der

Rückreise nach Ilmenau mit dem Oberforstmeister von Staff lesen wir: „Da Staff vom Otterkönig sprach, fiel mir auf, wie sich mein Inneres seit einem Jahr befestigt hat, da nun von Besuchen des Ameisenkönigs und des Otterkönigs Hülfe, das sonst der tägliche Diskurs war, nicht mehr die Rede ist." Man hatte im vorigen Jahre Glaser weis gemacht, sie hätten den Ameisenkönig besucht und von ihm und dem Otterkönig mancherlei erfahren, wobei Goethes Einbildungskraft sich glänzend bewährte. Noch im April 1778 wurden „Thorheiten" in Stützerbach getrieben und Glaser „geschunden", auch traf man in der Glashütte „leichtfertige Mädchen", aber es kam nicht mehr zu rohen Ausbrüchen. Wie sehr Goethe selbst später durch die Erinnerung an das damalige ausgelassene Leben beschämt wurde, zeigen die von Stützerbach am 10. September 1780 an Frau von Stein gerichteten Worte: „Es will mir hier nicht wohl werden; in vorigen Zeiten hat man so manch Leidiges hier ausgestanden", und noch deutlicher die vom 2. Juli 1781: „Ich sehne mich recht von hier weg; die Geister der alten Zeiten lassen mir hier keine frohe Stunde. Ich habe keinen Berg besteigen mögen; die unangenehmen Erinnerungen haben alles befleckt." Davon, wie von so vielem andern, weiß Lorenz nichts, und glaubt sich durch die Tarnkappe der Unwissenheit gedeckt, die ihn so wenig vor dem ernsten Spruche der Wissenschaft wahren wird als seichte, ihrer unwürdige Späßchen.

Doch kehren wir zum Sommer 1776 zurück. Ein freies und frohes Leben führte man auf dem Thüringerwalde. Als Goethe mit dem Herzog einmal eine Schlucht hinaufkletterte, entspann sich zwischen ihnen ein Gespräch, aus dem das Tagebuch die Bemerkung hervorhebt, daß sie beide, die von Ostentation gegen sich selbst und alle andern nicht frei wären, dieser sich nie gegeneinander schuldig gemacht. Kennt etwa Lorenz die Möglichkeit einer noch innigern Freundschaft? Leider verwundete der Herzog am 8. August auf dem Wege von Gabelbach nach Stützerbach durch einen Sprung sich an einem Bein; halsbrecherische Tollkühn war seine Lust, doch wissen wir nicht, ob diese auch damals die Schuld trug. In der Nacht wurde das Uebel schlimmer und auch zu Ilmenau, wohin man am nächsten Abend fuhr, trotz der Hülfe des Wundarztes nicht besser. Karl August weigerte sich standhaft, verwundet nach Weimar zurückzukehren,

weil er das Gerede vermeiden wollte, das beiden Freunden besonders deshalb verdrießlich war, weil man Goethes Verführung die Schuld zuschrieb. Nachdem man mehrere Tage vergebens auf Besserung gewartet, wurde die Sache so bedenklich, daß man endlich am 13. beschloß, den nächsten Morgen in besonderm Wagen nach Weimar zu fahren. Hier besserte sich das Uebel bald. Der Herzog, dem Goethe meist Gesellschaft leisten mußte, ließ sich nicht von dem Entschlusse abbringen, seinen Geburtstag, den 3. September, statt in Weimar, mit großer Begleitung auf einer Jagd nach dem Lustschloß Ernstthal des Prinzen Joseph zu Hildburghausen zu feiern, der ihn schon zu Ilmenau hatte einladen lassen.

Wenn der Herzog seinen Mentor auch mehrfach nöthigte, ihm in der Weise, die wir schon kennen gelernt haben, eine Lektion zu halten, so freute er sich doch oft seines hellen Kopfes, seines warmen, edlen Herzens, seines mächtigen Dranges nach bedeutender Wirksamkeit. Lust an den Geschäften hatte er glücklich in ihm erregt und er durfte hoffen, daß er auf diesem Wege fortschreiten werde; an Trieb zur Kenntniß fehlte es ihm nicht, nur galt es diese unmerklich in die rechte Bahn zu lenken. Eine ganz besondere Sorge forderte sein eheliches Verhältniß, das zu keiner herzlichen Eintracht gedeihen wollte. An Lavater schrieb Goethe Mitte September: „Ueber Karl und Luisen [so wenig kümmerte ihn die Hofetiquette, daß er die höchsten Herrschaften mit ihren Vornamen bezeichnete] sei ruhig! Wo die Götter nicht ihr Possenspiel mit den Menschen treiben, sollen sie noch eins der glücklichsten Paare werden, wie sie eins der besten sind. Nichts Menschliches steht dazwischen, nur des unbegreiflichen Schicksals verehrte Gerichte." Die längere Anwesenheit des Bruders der Herzogin, des Erbprinzen, benutzte er zu diesem Zwecke; der Herzogin widmete er sein Schauspiel „Die Geschwister" und auch das Festspiel zu ihrem Geburtstage sollte versöhnend wirken. Die Herzogin wurde wirklich heiterer, ja bei der Schlittenfahrt vom 7. Januar 1777 war sie „sehr lustig". Mit dem Herzog war er ganz zufrieden; einmal nennt ihn das Tagebuch „rein, dumpf und wahr", wie er ihn gegen Merck ihn eine Kreatur nannte, wie's

die Kirchen- und Schulverhältnisse sehr vernachlässigt seien. Zwar erkannte er, daß Karl August ein naturvoller Mensch sei, der oft erstaunliche Blicke thue, aber seine Richtung war eine ganz andere, die dem Weimarischen Luther nicht behagen konnte, und den Herzog fand er ganz in Goethes Händen. Anfangs Februar hatte Goethe diesen im Verdacht einer Liebelei mit der wunderreizenden nach Weimar berufenen, am 15. November angekommenen Hoffängerin Corona Schröter. Das Tagebuch erwähnt, daß sie bei dem Maskenzuge am 27. Dezember sehr schön gewesen. Am 8. Februar berichtet es: „Abends Cronen und den Herzog bei Laide (der Hofdame Adelaide von Waldner) ertappt", am 9.: „Zur Herzogin. Mit dem Herzog ausgemacht das Benehmen. Gegen 11 zu Laiden." Freilich der Lorenzische Goethe, der seinen Abstand vom Herzog immer vor Augen hatte, durfte es nicht wagen, sich in die Geheimnisse seines Herrn zu mischen, aber Karl Augusts guter Kamerad, der treulich über sein Wohl wachte, hatte ihm das Versprechen abgenommen, daß er die schöne Sängerin nicht mit seiner Liebelei, welche die Herzogin verletzen mußte, behelligen wolle. Jetzt wurde verabredet, daß er nicht mehr die Schröter bei der Hofdame treffen solle. Kein Schatten fiel sonst auf das vertraute Zusammenleben Karl Augusts mit dem Dichter, der seine rechte Hand war. Nach dem Conseil ißt er meist bei ihm, schläft auch Nachts zuweilen bei ihm auf dem Sopha; zuweilen ladet er sich mit dem Herzog auf den Mittag bei Frau von Stein ein. Das Tagebuch führt jetzt seltener Näheres von beiden an, die Goethes Weimarischem Leben den festesten und liebsten Halt gaben. Einmal wird eines guten Gespräches mit dem Herzog gedacht, ein andermal heißt er ganz göttlich (θεώτατος). Das vertraulichste Verhältniß zum Herzog erhielt sich. Erfreulich war es Goethe, daß der Fürst von Dessau, dessen Einfluß auf Karl August er äußerst wohlthätig fand, ihm selbst näher trat. Am 3. Juni schrieb er an Frau von Stein: „Wir sind mit dem Fürsten von Dessau und erfreuen uns eines neuen Wesens." Mit dem Herzog begleitete er ihn bis Auerstädt. Nicht von einen untergebenen Diener, den Lorenz immer im Kopfe hat, zeugen die Verse,

in diesem Sinne ein Goethe beliebter Ausdruck war. Echt Goethisch ist auch die sich anschließende Bemerkung, daß „die Geister der Wesen ihn durchschweben, ihm dumpfes, doch süßes Geleit geben." Ganz entsprechend schließt er mit dem Wunsche, die edle Frau, die er als „Gute" anredet, möge sich ganz in ihre Gefühle hinein tauchen, um liebevollen Geistern Gefährtin zu sein, den Erdsaft, Leben sich einsaugen. Diesem von Goethes Anschauung durchdrungenen, C. A. unterzeichneten Troste in ihrem tiefen Kummer über den Tod einer Freundin, fügt Goethe unmittelbar eine viel kräftigere Schilderung seines Zustandes hinzu, wie er (so heißt es in den diese Sendung begleitenden Zeilen), immer träumend an den Erscheinungen der Natur und der Liebe zu der Seelenfreundin sich weide, den alten Gang an seiner lieben Wiese vor seinem Garten wandle, morgens sich in die Sonne tauche, Abends des Tages Mühe abbade, und er schließt

Leb' in Liebesklarheit und Kraft,
Thut mir wohl des Herrn Nachbarschaft,
Der in Liebesdumpfheit und Kraft hinlebt,
Und sich durch seltnes Wesen webt.

Das brüderliche Verhältniß des einzigen Freundespaares spricht sich nirgends reiner und empfundener aus; man braucht diese Verse nur auf die anmaßende Schrift von Lorenz zu setzen, um sie zu vernichten. Es war dies die Zeit, wo der Bund des Dichters mit dem Fürsten auf der reinsten Höhe stand, kein Mißklang die Heiterkeit ihrer seligen Herzenseintracht störte, Goethe keine Lektionen mehr zu geben brauchte. Seine fürstlichen Eigenheiten waren fast ganz unterdrückt, das Verhältniß zur Herzogin, die auf der Lustfahrt nach Dornburg sich ganz glücklich gefühlt hatte, zum Prinzen Konstantin, der im vorigen Jahre eine schwere Krankheit bestanden hatte, und zur Herzogin Mutter war ein recht zufriedenes, was Goethes weise Leitung erzielt hatte. Der Minister Fritsch hatte sich in Goethes Einfluß gefügt, der, wenn er auch manchmal ihm entgegentrat, doch auch zuweilen den Herzog bestimmte, von seiner Meinung abzustehen, wie die Zeilen an den Minister vom 9. Februar beweisen, wo er ihm mittheilt, der Herzog sei von seiner Idee auf die gemachte Vorstellung abgegangen. Wer jene Verse des Herzogs und das damalige reininnige Verhältniß beachtet, wird auch nicht zweifeln, daß Goethe, als ihn am

Morgen des 16. Juni die Kunde vom Tode seiner Schwester erschütterte (Frau von Stein war in Kochberg), er beim Herzog den besten Trost fand. Das Tagebuch bezeichnet den Tag als „dunkel, zerrissen", die drei folgenden durch „Leiden und Träumen"; kein Brief aus dieser Zeit ist erhalten als der kurze mit der Todesanzeige. Am 20. konnte er am Conseil und der Hofgesellschaft wieder theilnehmen. Galt ja von ihm ganz besonders, was er damals der Mutter schrieb: „Die Natur läßt uns heftigen Schmerz nur kurze Zeit, Trauer lang empfinden."

Gegenüber allen so böswilligen wie tollen Ausstreuungen über den seltenen Freundschaftsbund besitzen wir das Zeugniß eines der scharfsinnigsten und unbestechbarsten Menschenkenners, Goethes vertrautesten Freundes Merck. Diesen trieb es, den seit fast zwei Jahren nicht mehr gesehenen Dichter in Eisenach zu besuchen, um sich persönlich zu überzeugen, wie es mit ihm stehe; daß der Neid seinen Einfluß auf den Herzog entstellt habe, stand ihm nach seinem Begriffe von Goethes Wesen und nach dessen brieflichen Mittheilungen unzweifelhaft fest. Er traf ihn am 21. September auf der Wartburg und genoß eine Woche dort und in der Umgegend seines vertrauten Umgangs, ein paar Tage auch in Gegenwart des Herzogs. An den auf Goethe erbitterten Nicolai schrieb er ein paar Monate später: „Es ist wahr, die Vertraulichkeit geht zwischen Herrn und Diener weit; allein was schadet das? Wärs ein Edelmann, so wärs in der Regel. Goethe gilt und dirigirt alles, und Jedermann ist mit ihm zufrieden, weil er vielen dient und Niemand schadet. Wer kann der Uneigennützigkeit des Menschen widerstehen?" Mit sicherm Blicke erkannte Merck in dem Herzog einen eisenfesten Charakter. „Ich würde aus Liebe zu ihm eben das thun, was Goethe. Der Herzog ist einer der respektablesten und gescheitsten Menschen, die ich gesehen habe, und überlegen Sie dabei, ein Fürst von zwanzig Jahren. Ich dächte, Goethes Gesellschaft, wenn man nicht muthwillig voraussetzen will, er sei ein Schurke, sollte doch mit der Zeit ein wenig guten Einfluß üben. Das Geträtsche, daß er sich nach Goethe bilde, ist so unleidlich und unwahr als etwas; denn es ist ihm nichts unausstehlicher als Goethes Affen."

Wenn Goethe auch den Menschen, selbst denen, bei denen er noch Zusammenhang mit sich geglaubt hatte, wie bei Knebel und Dalberg, fremder

wurde und sich ganz in sich, sein eigenes Sinnen und Handeln zurückzog, so bestätigte sich dagegen sein Verhältniß zum Herzog desto fester. „Der Herzog wird mir immer näher und näher, und Regen und rauher Wind rückt die Schafe zusammen. — Regieren!!" Was sagt denn zu dieser Tagebuchbemerkung unser die Schranken der Stände immer lebhaft vor sich schauender Historiker! Zum heiligen „Schicksal" betet Goethe am 14. November, es möge ihn, da es Dach und Beschränktheit ihm wie eine Nachtmütze vom Haupte genommen, nun auch frisch und zusammengenommen die Reinheit genießen lassen, und der eben einfallende erste Sonnenblick des Tages versichert ihn der Gewährung. Dem Herzog gönnt er gern bei seinen sonstigen Sorgen die Jagdlust, auch die der großen Schweinsjagd bei Markfuhl, welche dem argen Wildschaden wehren soll. Ihn selbst zog es im Winter zum Harze, auf die Spitze des Brockens und zu den von unterirdischem Bergsegen fröhlich nachwachsenden Bergstädten. „Ich denke des Tages hundertmal an den Herzog und wünsche ihm den Mitgenuß eines solchen Lebens", schreibt er der Herzensfreundin, zu der und zu seinem Karl August er ein Heimweh fühlt, „aber den rechten leckern Genuß davon, kann er noch nicht haben; er gefällt sich noch zu sehr, das Natürliche zu etwas Abenteuerlichem zu machen, statt daß es einem erst recht wohl thut, wenn das Abenteuerliche natürlich wird." Deshalb hatte er ihm auch gar nicht verrathen, wohin seine Reise gehe, und dieser hatte ihm sein Geheimhalten nicht verdacht, was der Lorenzische gestrenge Herr sich nicht hätte gefallen lassen.

Im Anfang des Jahres 1778 nahmen ihn außer den gewohnten Geschäften, Winter- und Hofvergnügungen Redouten und Theater sehr in Anspruch. Selbst eine Schweinshatze fand in der Reitbahn statt, bei der Goethe fast verwundet wurde. Doch berichtet das Tagebuch am 8., er habe Abends mit dem Herzog viel über ihre innern Zustände gesprochen. Karl August widmete einen guten Theil seiner Zeit den Geschäften. Zu Goethes Freude schloß sich jetzt sein Kunstsinn wunderbar schnell bei den von Merck auf Verlangen zur Ansicht geschickten Kupferstichen auf und er gewann bald einsichtige Neigung zu allen geistvollen Schöpfungen begabter Maler und Zeichner. Dagegen sollte leider der in Aussicht stehende Krieg der deutschen Großmächte den Drang nach kriegerischer Thätigkeit in ihm

wecken, die Goethes Absicht zu vernichten drohte, ihn zu einem das Glück seiner Unterthanen im Herzen tragenden, mit voller Kraft sich ihm widmenden und, wie der Fürst von Dessau, die Künste des Friedens hegenden Landesvater zu erziehen. Bei seinem Drange zu allem Abenteuerlichen, über den gewohnten Gang des bürgerlichen Lebens sich Erhebenden und dem Ruhme, den sein großer Vorahn Bernhard, ja jüngere verwandte Fürsten sich im Krieg erworben, wenn auch niemand daran denken konnte, den seines Großoheims zu erreichen, schien diese Ableitung nicht ungefährlich, wenn er auch früher keine Lust dazu gefühlt hatte, wie sein jüngerer Bruder. Schon am 18. März spricht Goethe an Merck von dem andern Wesen, das ihnen der eindringende Krieg mache. Während Edelsheims Anwesenheit vom 23. bis 26. ward, wie wir schon früher bemerkten, viel darüber gesprochen. Am 27. meldet das Tagebuch: „Der Herzog war viel in militärischen Gedanken, und ich ganz fatal gedruckt von allen Elementen. Es währte noch einige Tage." Das darauf eintretende schöne Frühlingswetter verscheuchte seine Sorge über diese unerwartete Regung, doch kehrte sie bald wieder. Auf die Tage vom 5. bis zum 9. April bezieht sich der Eintrag des Tagebuchs: „Weiter vegetirt. In tausend Gedanken an unsere Verhältnisse und unser Schicksal. Unruhe des Herzogs. Erwachendes Kriegsgefühl. A tempo Brief des Fürsten von Dessau." Dieser Brief muß in irgend einer Weise die Kriegslust gedämpft haben. Am 10. ging der Herzog zur Auerhahnbalz nach Ilmenau, wohin ihm Goethe vier Tage später folgte. Damals kam es zu Stützerbach wieder zu tollen Possen. Der Ausbruch des Krieges schien indeß immer näher zu rücken. Sehr erwünscht kam Goethe die Einladung des Herzogs, ihn nach Leipzig zu begleiten, wo sie den Fürsten von Dessau treffen sollten, der so beruhigend auf den Herzog wirkte. Man folgte ihm nach den herrlichen Anlagen zu Wörlitz; von dort ging es auf Berlin, wo damals der Bruder des Fürsten als Kommandeur eines Infanterieregiments sich befand. Daß Goethe diesen Besuch des kriegsbereiten Berlin (der König war schon nach Schlesien gezogen) als ein Mittel betrachtete, den Herzog von seiner Kriegslust zu heilen, beweist der Brief, den er von Leipzig aus an Frau von Stein richtete. „Morgen gehen wir mit dem Fürsten nach Dessau" meldete er. „Wenn Sie sonst Seltsames hören, wundern Sie sich allenfalls, aber fürchten

Sie nichts für uns [daß der Herzog in preußische Dienste eintrete]. Wenn die Götter jetzt keinen Meisterstrich machen wollen, so lassen sie die schönste Gelegenheit aus der Hand, zu zeigen, daß sie ihre alten Rechte [Wunder zu thun] nicht aufgegeben haben." Er hoffte, der Anblick dieser gewaltigen Rüstungen werde den Herzog von der unbedeutenden Rolle, die jeder kleine Fürst im Kriege spiele, zu überzeugen und ihm die Lust, darin mitzuwirken, verleiden. Lorenz hat diese Stelle übersehen oder nicht verstanden, läßt dagegen, wie wir sahen, Friedrich den Großen Karl August politische Lehrstunden geben, und verdreht die merkwürdige Aeußerung des folgenden in Wörlitz geschriebenen Briefes. Wir lesen bei ihm: „Kein Wunder, daß Goethe dieser hohen Welt [dem Kreise von Menschen, den er in „Götz" und „Egmont" zu gestalten bemüht gewesen!] gegenüber zunächst sich häufig wie der Beobachter vorkam, der bloß Studien für seine Dramen zu machen hätte. Ein bezeichnendes Wort schrieb er in dieser Beziehung 1778 im Mai vom Dessauer Hofe: Ich scheine dem Ziele dramatischen Wesens immer näher zu kommen, da michs nun immer näher angeht, wie die Großen mit den Menschen und die Götter mit den Großen spielen." Er hat es versäumt, die zum Verständnisse durchaus nöthigen vorhergehenden Worte anzuführen, auf die *jene* mit *und* verbunden sind. Nachdem Goethe der reinsten Lieblichkeit des Wörlitzer Parkes gedacht, heißt es: „Und nun bald in der Pracht der königlichen Städte, im Lärm der Welt und der Kriegsrüstungen. Mit den Menschen hab' ich, wie ich spüre, weit weniger Verkehr." Daß er dem Ziele dramatischen Wesens immer näher komme, bezieht sich also auf das bevorstehende Anschauen der beiden in Kriegsbereitung begriffenen Königsstädte. Bei dem *dramatischen Wesen* denkt Lorenz lediglich an *Dramen*, während es auf die lebendige Anschauung des Lebens der Welt sich bezieht; ihm fehlte noch der Anblick der Großen in ihren königlichen Schlössern und im kriegerischen Glanze, worin man mit Menschen ein frevelhaftes Spiel treibt. Man fühlt die tiefe Bitterkeit, mit der ihn das ganze männermordende Kriegsspiel ergriffen hat. Als Dichter hat es ihn getrieben, Menschen und Welt kennen zu lernen und so das Wesen aller verschiedenen Stände und der allerverschiedensten Menschen zu durchschauen, nicht zu politischem Zwecke, nicht einmal zum dichterischen, obgleich ihm dies bei seinen Dichtungen sehr zu

statten kam, ja er sogar einzelne Züge zu den ihm gerade vorschwebenden dichterischen Gestalten sammelte. Als er im Harz war, schrieb er: „Die Menschen streichen sich recht auf mir auf wie auf einem Probirstein, ihre Gefälligkeit, Gleichgültigkeit, Hartleibigkeit und Grobheit, eins mit dem andern macht mir Spaß". In diesem Sinne spricht er von seiner „dramatischen und epischen Vorrathskammer", von seiner „politisch-dramatisch-moralischen Tasche", die er fülle, er „schießt im Fluge einige Beiträge zu seinem Roman", er „hat bald das Wesen der Judenheit zusammen", ja er spricht von dem sonderbaren „dramatisch-ministerialischen Effekt", den er selbst auf die Leute mache. Aus „Wahrheit und Dichtung" ist bekannt, was Goethe in seiner Jugend unter „Dramatisiren" verstand.

Uebereinstimmend mit jener Aeußerung aus Wörlitz heißt es dann später aus Berlin: „Und die Pracht der Königsstadt und Leben und Ordnung und Ueberfluß, das nichts wäre ohne die tausend und tausend Menschen, bereit für sie geopfert zu werden. . . . Wenn ich nur gut erzählen kann von dem großen Uhrwerk, das sich vor einem treibt! von der Bewegung der Puppen kann man auf die verborgenen Räder, besonders auf die große alte Walze, F R gezeichnet, mit tausend Stiften schließen, die diese Melodien, eine nach der andern, hervorbringt. . . . Je größer die Welt, desto garstiger wird die Farce, und ich schwöre, keine Zote und Eselei des Hanswurstiaden ist so ekelhaft wie das Wesen der Großen, Mittlern und Kleinen durcheinander. Ich habe die Götter gebeten, daß sie mir meinen Muth und Gradsein erhalten wollen bis an's Ende und lieber möge das Ende vorrücken als mich den letzten Theil des Ziels lausig hinkriechen lassen. Aber den Werth, den wieder dieses Abenteuer für mich, *uns alle* [für ganz Weimar] hat, nenne ich nicht mit Namen." Von Dessau aus hatten sie auch ein schönes Manöver bei Aken gesehen. „Es ist sehr hübsch, so viel neue Menschen und von einer eigenen Art zu sehen. Unter den Generals und Offiziers [mit denen er zu Tische war] ist manch tüchtig- und stattlicher Mann." Aber dies hatte ihn nicht zu ähnlicher Thätigkeit gereizt, die die Menschen bloß als Mittel in Anspruch nimmt, ihn zog nur ein sicher zu erreichendes, wirklich förderndes Ziel an, und die gute Wirkung auf den Herzog, die er von dieser Reise erwartete, bestand allein darin, daß sie ihm das Militärleben verleidete, ihn bestimmte, sich seinem

würdigen Berufe als Landesvater ganz zu widmen. Freilich das geringe Weimarer Kontingent sollte deshalb nicht vernachlässigt werden. Goethe selbst beschäftigte sich am 30. Juli mit dem Manöver des folgenden Tages. Das Tagebuch berichtet, der Herzog sei „zusammengefaßt und gut und frisch". Aufregend hatte also Berlin nicht gewirkt, Goethe hatte vor der Hand seinen Zweck erreicht, den Herzog die Kleinheit seiner Macht empfinden lassen.

Auch im Laufe des Jahres war Goethe mit dem Herzog zufrieden. Er entwickle sich immer, schreibt er am Schlusse desselben in sein Tagebuch; freilich krache es, wenn er sich merklich aufschließe, was die Leute immer übel aufnähmen. Doch drang Goethe nicht mit allem durch. So nicht mit seinen Beschwerden gegen Fritsch, der ihm wohl in manchem zu nachlässig, vielleicht auch parteiisch schien, während Karl August, der sich ihm zu Dank verpflichtet fühlte, ihn in Schutz nahm. Die Kriegskommission, die diesem lästig geworden, zu übernehmen, erklärte sich Goethe bereit. Auch seine Ideen über Feuerordnung billigte der Herzog nicht. Nach dem Brande von Berka im nächsten Jahre äußerte Goethe, der Herzog werde ihm doch endlich darin glauben. Am 14. December hatte er ein Gespräch mit Karl August über Ordnung, Polizei und Gesetze, worüber sie verschiedener Ansicht waren. Goethe aber sprach seine Vorstellung nicht aus, weil sie leicht mißverstanden werden konnte und dann gefährlich wirkte. Unverbesserliche Uebel an Menschen und Umständen, meinte er, solle man nur zu kontrebalanciren suchen, nicht vergeblich dagegen arbeiten.

Im Anfang des folgenden Jahres gab Goethe wieder einmal Karl August eine Lektion. Er glaubte ein Liebensverhältniß des Herzogs mit der Schröter entdeckt zu haben. Am 10. Januar berichtet das Tagebuch: „Abends nach dem Concert eine radikale Erklärung mit dem Herzog über Cronen. Meine Vermuthungen von bisher theils bestätigt, theils vernichtet. Endets gut für uns alle ihr, die ihr uns am Gängelbande führt!" Er erklärte ihm also ernstlich seine Mißbilligung, drang darauf, daß er von dem, was er entdeckt zu haben glaubte, abstehe. Es ergab sich wohl, daß der Herzog der Sängerin nachgestellt, diese aber ihn abgewiesen hatte. Goethe mußte sich, wie wir wissen, später bei der Schröter entschuldigen, daß er sie in Verdacht gehabt hatte. Wie er am 1. Februar dem Herzog Vorstellungen gemacht über sein heftiges Auftreten im Conseil gegen Fritsch und über die militärische Macaronis, wurde schon früher erwähnt. Sonst stand er mit Karl August im besten Vernehmen, wovon die Grüße in den Briefen an Frau von Stein und besonders die höchst vertrauliche Antwort auf einen mißmuthigen Brief an ihn selbst vom 9. März zeugen. In letzterm heißt es: „Lassen Sie das kleine menschliche Wesen [Prinzessin Luise war am 2. Februar geboren] nur ein bischen herankommen. Die Umstände erziehen alle Menschen, und man mache, was man will, das verändert man nicht. Lassen Sie's nie an der väterlichen Sorgfalt fehlen, daß wir's nur gesund erhalten. Bis es eine Menschenstimme vernimmt, werden wir noch manches darüber zu denken und zu reden veranlaßt werden. Gott gebe den äußern und innern Frieden, so wird Ihnen und Ihrem Lande noch gut zu helfen sein." Goethe hoffte, daß das Töchterchen, das dem Herzog nicht rasch genug sich entwickelte, gleich ein verständiges Kind sein sollte (wie er auch den Fortgang seiner Pflanzungen nicht abwarten konnte), auch günstig auf sein Verhältniß zur Herzogin wirken werde. Das Tagebuch gedenkt am 22. März eines Gespräches mit dem Herzog, der ihn am späten Abend wieder besuchte. Nach dem Conseil des folgenden Tages speiste Goethe mit ihm allein. „Er wird täglich seiner bestimmter", heißt es im Tagebuch. Merck, der als Gast der Herzogin Mutter am 31. Mai ankam, fand, daß der Herzog tüchtig fortgeschritten sei und alles gut stehe. Goethe selbst schreibt im Tagebuch während Mercks Anwesenheit: „Der Herzog ist bald über die große Krise weg und giebt mir schöne Hoffnung, daß er auch auf diesen Fels heraufkommen und eine Weile in der Ebene wandeln [nicht weiter klettern] wird." Bald darauf: „Vor Tisch noch viel mit dem Herzog über sein Wachsen in der Vorstellung der Dinge, seines Interesses an den Sachen und wahrer Erkenntniß. Briefe von [seinem Großvater] Ernst August gelesen [nach der Fassung des Eintrags unzweifelhaft noch vor Tisch mit dem Herzog]." Im Juli: „Er nimmt sich außerordentlich zusammen und an innerer Kraft, Fassung, Ausdauern, Begriff, Resolution fast täglich zu." Das ist nicht der Ton, in welchem der unterthänigste Diener, den Lorenz geschaffen, über seinen Gebieter spricht, sondern der Ausdruck der innigsten Freude des ältern Freundes über die glückliche Entwickelung des reichbegabten jüngern Genossen. Der Herzog

entschloß sich aus Liebe zu Goethe und Merck, da sein Bruder Konstantin in eigensinniger Verstimmung sich weigerte, wie sonst, als Pylades aufzutreten, die Rolle desselben zu übernehmen. Merck hatte zur Hebung des Wiesenbaues sich den mit der Landwirthschaft äußerst erfahrenen Engländer Batty mitgebracht, der sogleich mit größter, nicht getäuschter Erwartung als Landkommissar angestellt wurde. Das Tagebuch berichtet auch: „Dunkler Plan der Reduktion des Militärs und Hoffnung, den Gewaltigen bald los zu werden." Sehr bemerkenswerth ist, daß der Herzog auf Goethes Vorschlag einer Verminderung der Soldaten einging, die wirklich im Jahre 1780 fast auf die Hälfte gebracht war. „Der Gewaltige" ist Friedrich der Große, dessen Werbung Weimar nach dem bevorstehenden Friedensschlusse nicht mehr zu fürchten hatte. Auch bei dem Zerwürfniß der fürstlichen Brüder, von denen der Jüngere durch seine Liebe zu der unbemittelten Karoline von Ilten sich mit Mutter und Bruder entzweit hatte, mußte Goethe vermitteln. „Mit dem Herzog und dem Prinzen gessen. Leidliche Erklärung zwischen den Brüdern" bemerkt das Tagebuch am 14. Juli. Aber die eifrig betriebene Entlassung von Fritsch durchzusetzen, gelang ihm nicht. Dieser hatte auf Veranlassung einer Meinungsverschiedenheit in einer gewissen Angelegenheit von neuem seine Entlassung beantragt. Goethe jubelte schon gegen seinen gleichfalls mit Fritsch unzufriedenen Amtsgenossen Schnauß, daß er als ein überreicher Apfel falle, da sein letzter Urlaub bewiesen, daß sie im Conseil auch ohne ihn fertig würden. Das Tagebuch schreibt darauf: „Neue Konduite für's Künftige. Vorsicht mit dem Herzog. Von einem gewissen Gang nicht abzulassen und im Anfang nichts zu rühren [anzugreifen]." Aergerlich fügte er nach einer Unterredung mit ihm hinzu: „War wieder Streit mit dem Herzog über seinen Fritsch. Die leidige Undankbarkeit [die er beginge] drückt ihn sehr, und daß man ihn so scheußlich verkennt." Dann heißt es weiter: „Den Herzog abzuhalten, daß er nur nichts für sich thut; denn er ist noch sehr unerfahren, besonders mit Fremden, und hat wenig Gefühl zu anfang, wie neue Menschen mit ihm stehen. An demselben Tage machte er den Plan, im Herbst seine Heimat wiederzusehen. Die Sache mit Fritsch blieb zunächst in der Schwebe. Den 31. war Goethe mittags bei Hofe, dagegen blieb er den 1. August den ganzen Tag zu Hause, nur der Herzog besuchte ihn. „Umgeworfen [in

mir] den künftigen Zustand, die Reise nach Frankfurt und wie Merck herbeizuziehen." Der Herzog entschloß sich, mit Goethe die Reise zu machen und in Goethes Elternhaus abzusteigen. Der folgende Tag wird als merkwürdig im Tagebuch bezeichnet. Daß der Herzog, der um acht Uhr zu kommen versprochen, sich verspätete, ärgerte ihn so sehr, daß er fluchen mußte. Er hatte bereits alles über ihre Aufnahme im Hause auf dem Hirschgraben bestimmt, als Karl August zwei Stunden später sich einstellte, wegen seiner Verspätung wohl derb zurecht gewiesen. „Sprachen wir unaussprechliche Dinge durch über unser inner Regimentsverhältniß, das Aeußere, meine Ideen einer Reise, die ich vornehmen muß, wie die Weinhändler auf ihre Art. [Er muß seine alten Bekannten wiedersehen, wie diese den Kunden von Zeit zu Zeit ihren Besuch machen.] Von dem Hof, der Frau, von andern Leuten, von Menschenkennern [Leuten, die sich dafür halten]. Erklärt' ihm, warum ihm dies und das so schwer würde, warum er nicht so sehr im kleinen umgreifen solle. [Er sollte sich nicht um das einzelnste bekümmern, mehr das Große, das Ganze im Auge haben]. Er erklärte sich dagegen, und es ward eine große, interessante Unterredung." Es war also die allervertraulichste Unterredung, worin jeder auf die offenste Weise seine Meinung aussprach und auch die innersten Verhältnisse zur Sprache kamen. Lorenz freilich, der sich ein Urtheil über das Verhältniß des Dichters zu seinem Fürsten nach den wildfremden Akten eines dunklen Amtmanns zu einem gewöhnlichen Burgherrn anmaßt, aber die Selbstbekenntnisse Goethes gewissenlos übersieht, thut wenigstens, als ob diese ihm nie begegnet wären, da sie doch längst allgemein bekannt sind. Der Herzog erklärte, Fritsch nicht aufgeben zu können, und er entschied sich in der betreffenden Angelegenheit für dessen Ansicht. Goethe solle dies Schnauß auf gute Weise beibringen. Den Erfolg seiner Sendung berichtete er dem Herzog und daß er diesen zur Milderung der beschlossenen Resolution „in dem Modo [der Fassung] eine Auskunft" vorgeschlagen." Wie entschieden er sein Recht gegen den Herzog vertheidigte, ergiebt der im Tagebuch dabei angeführte lateinische Spruchvers: „Wer seine eigene Sache führt, fürchtet die Waffen von keinem." Der Zwiespalt mit Fritsch ward zu dessen Gunsten beigelegt. Dieser besuchte Goethe am Vorabend der nächsten Conseilsitzung. An seinem Geburtstage theilte der Herzog ihm

seine Ernennung zum Geheimrath und seine Gehaltserhöhung mit; auch sagte er ihm seine Gedanken über Schnauß, der gleichfalls den Titel Geheimrath erhielt. Aber die schönste Anerkennung von Goethes treuer Leitung war die mit dem Herzog angetretene Reise, deren Ziel allen unbekannt war, ihn aber zunächst als mehrtägigen Gast in seines treuen Freundes Vaterhaus führte. Diese höchste Vertraulichkeit, die bald alle Welt kannte, müßte Lorenz stutzig machen, aber sie kümmert ihn eben nicht. Auch Goethes Schwager, der umsichtige und geschäftskundige Schlosser, wurde durch einen gastlichen Besuch geehrt. Dieser fühlte, wie günstig des Dichters Umgang und Leitung auf den jungen Fürsten gewirkt. Der Herzog verdiene einen Goethe zu haben und Herzog zu sein, urtheilte er.

Hatte Goethe vor zwei Jahren gemeint, von der Harzreise würde Karl August noch nicht den rechten Genuß haben, jetzt glaubte er die Großartigkeit der Schweizernatur werde erhebend auf ihn wirken, und zugleich sah er in dem stillen, reinen Familienleben Lavaters ein Beruhigungsmittel seines heftigen Dranges und seiner ungestümen Leidenschaft, die auch seine Ehe trübte. Auf der Reise trat Goethe äußerlich bescheiden hinter dem Herzog zurück, wenn dieser sein Inkognito aufgab, dagegen sagte er ihm insgeheim stets ungescheut die Wahrheit und trat hemmend ein, wenn die Leidenschaft ihn hinriß. Nach dem Besuche der Bernischen Gletscher vertraut er Frau von Stein: „Wär' ich allein gewesen, ich wär' höher und tiefer gegangen. Aber mit dem Herzog muß ich [seiner Gesundheit wegen] thun, was mäßig ist. Doch könnt' ich mehr thun, wenn er die böse Art nicht hätte, den Speck zu spicken und wenn man auf dem Gipfel des Bergs mit Müh' und Gefahr ist, noch ein Stiegelchen ohne Zweck mit Noth und Gefahr suchte. Ich bin auch einigemal unmuthig in mir darüber geworden . . . Wenn ich aber wieder sehe, wie jedem der Pfahl ins Fleisch gegeben ist, den er zu schleppen hat, und wie er sonst von dieser Reise wahren Nutzen hat, ist alles wieder weg. Er hat eine gar gute Art von Aufpassen, Theilnehmen und Neugier, beschämt mich oft, wenn er da anhaltend oder dringend ist etwas zu sehen oder zu erfahren, wenn ich oft am Flecke vergessen oder gleichgültig bin. Im Tagebuch lesen wir beim Besuche des Tschingelgletschers: „Wir machten Thorheiten, Steine abzuwälzen; es war schön und höher als sich's denkt. Der Herzog wollte es auch noch immer toller;

ich sagt' ihm, das wäre das, und mehr sähen wir nicht. Wir gingen am Tschingel her." An Lavater schreibt er von Genf aus: „Vom Herzog sag' ich dir nichts, nachdem ihn die gescheitesten Leute falsch beurtheilt. Du sollst ihm das Haupt salben wie mit köstlichem Balsam, und ich will mich mit dir im Stillen über ihn freuen." In Zürich lernte der Herzog alle bedeutenden Leute kennen, besonders Bodmer und Geßner, und er benahm sich ganz vortrefflich. „Die Bekanntschaft von Lavater", schrieb Goethe an Frau von Stein einige Tage nach ihrer Ankunft, „ist für den Herzog und mich, was ich gehofft habe, Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise und eine Weide an Himmelsbrod, wovon man lange gute Folgen spüren wird." Eine Woche später heißt es: „Wir sind in und um Lavater glücklich; es ist uns allen eine Kur um Lavater zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt, der an dem, was er wirkt, Genuß hat und seine Freunde mit unglaublicher Aufmerksamkeit trägt, nährt, leitet und erfreut."

Leider wurde der frische Eindruck, den die mit tapferm Muthe bestandene Reise durch die wilden Fels- und Eisgegenden der Schweiz mitten im Winter bei sichtlichem Glücke und Lavaters milde, fromme und rastlos Gutes wirkende Natur auf den Herzog geübt, einigermaßen dadurch geschädigt, daß Karl August in Stuttgart trotz seines Inkognitos erkannt, vom Hofe eingeladen und fünf Tage festgehalten wurde, die freilich nicht blos vor ihnen den Glanz des Hofes entfalteten, sondern auch wirklich belehrend wirkten. Da mußten sie denn auch dem verwandten Karlsruher Hofe zu Goethes Leidwesen einen Besuch machen. Schon früher hatte der Herzog beabsichtigt, auf der Rückreise sich in Frankfurt länger aufzuhalten und Darmstadt und von dort einige Adlige in der Nähe zu besuchen. Dies geschah denn auch; aber wenn der Aufenthalt in Goethes Vaterhause und der Umgang mit Merck höchst erfreulich waren, so zehrte der Besuch an den kleinen Höfen und den Sitzen der Adeligen Goethe an Leib und Seele, während der Herzog von der vornehmen Gesellschaft sich gern anwehen ließ. Goethes Mutter war voll vom Preise des besten Herzogs, der ganz besonders die Damen entzückte, die noch nie einen *solchen* Herzog gesehen hatten.

„Jedermann ist mit dem Herzog sehr zufrieden, preist uns nun, und die Reise ist ein Meisterstück! eine Epopee!" bemerkt Goethes Tagebuch.

Einen Monat nach der Rückkehr besuchte er zum erstenmal mit dem Herzog den Hof zu Gotha, wo er freundlich aufgenommen wurde. Karl August stand schon im vorigen Jahre in näherer Beziehung zu der jungen, fein gebildeten Gräfin Jeanette von Werthern-Neuenheilingen, die er jetzt einmal auf ihrem Gute besuchte. Als diese am 3. März nach Weimar kam, gab es nach dem Tagebuch eine „Gährung bei Hofe", weil man sie für die erklärte Geliebte Karl Augusts hielt. Aber der Herzog, den Goethe darüber zur Rede stellte, beruhigte ihn durch eine „sehr schöne Erklärung", sodaß er hoffen durfte, diese „schöne Seele", neben der man wie in einer reinern Luft sei, werde einen guten Einfluß auf ihn üben. Goethe war damals sehr ernst und in sich gekehrt, auch körperlich gereizt, so daß er sich ganz des Weines enthielt, dabei mit zum Theil unangenehmen Geschäften überhäuft. In der Kriegskommission ärgerte ihn die Nachlässigkeit des Kriegsrathes Volgstedt, von Kalb hatte die Kammer sehr vernachlässigt und in Ilmenau herrschten noch traurige Mißstände. Der Herzog sah, wie sauer Goethe es sich in seinem Amte werden ließ, von der Ueberzeugung getragen, es müsse ihm gelingen, alle Hindernisse zu überwinden. Am 3. April aß er beim Herzog. Nach Tisch „kamen sie auf ihre alten moralischen Pferde und turnirten was rechts durch", wobei bemerkt wird: „Man klärt sich und andere unendlich durch solche Gespräche auf." Beide waren zu solchen sehr geneigt. Bald darauf heißt es: „Der Herzog wird täglich besser, nur ists ein Uebel, daß ein Prinz, der etwas angreifen will, nie in die Gelegenheit kommt, die Dinge im Alletagsgang von unten auf zu sehen; er kommt manchmal dazu, sucht wohl, wo's fehlt; aber wie ihnen zu helfen? Ueber die Mittel macht man sich klare Begriffe, wie man glaubt, und es sind doch nur allgemeine." Diesen Mangel der Prinzlichkeit empfand er immer mehr. Bald darauf verlebte er mit dem Herzog, dem Fürsten von Dessau und dessen kunstverständigem Freunde von Erdmannsdorff „vergnügte Tage" in Leipzig. „Ich gewinne viel Terrain in der Welt", heißt es mit Beziehung darauf. Der Fürst verkehrte mit ihm äußerst vertraulich. Am 17. Mai ließ der Herzog Goethe, den Prinzen und Knebel nach Nehausen, einem Gute der Gräfin von Werthern, kommen, wohin er am vorigen Tage geritten war. Wiederum sprach Goethe mit ihm wegen seines Verhältnisses zu dieser. „Hatte gute

Erklärung mit dem Herzog über Herzogin Luise". Diese traf er im nächsten Monate zu Ettersberg, „wo gut gesprochen ward". Die Gräfin Werthern befand sich an diesem Tage zu Weimar und hatte Goethe besucht. Mitte August ward der Herzog von einem Gallenfieber befallen, das ihm noch an seinem Geburtstage, dem 3. September, Schonung gebot. Zwei Tage vorher hatte dieser nach dem Conseil in Goethes Garten gegessen. Das Tagebuch bemerkt: „Ausgebreitetes Gespräch über moralische Verhältnisse. War er sehr klar und kräftig."

Aeußerst anschaulich tritt uns Goethes Stellung zu dem Herzog in den Briefen entgegen, welche er in Begleitung des Herzogs auf dessen Besichtigungsreise in den Aemtern Kaltennordheim und Lichtenberg an Frau von Stein richtete. Am 8. September, wo sie in Ilmenau mittags lange auf die Ankunft des Herzogs gewartet, schrieb er: „Es sind bei seinem vielen Verstand so vorsätzliche Dunkelheiten und Verworrenheiten hier und da. Auch ists kurios daß ihn, wenn er von zu Hause, z. E. hier, ist, wie gewisse Geister des Irrthums anwehen, die mir [selbst] sonst soviel zu schaffen gemacht haben". Den 12. heißt es von Zillbach aus: „Wir sind hier spät angekommen, weil Prinzen und Prinzessinnen niemals von einem Ort zur rechten Zeit wegkommen können, wie Stein bemerkte, als ihm die Zeit lang werden wollte, inzwischen daß Serenissimus Flinten und Pistolen probirte." Zwei Tage später: „Der Herzog ist gar brav gegenwärtig und mäßig, aber sein Körper will nicht nach; man merkt's nicht eher, als wenn er sich so ziemlich ordentlich hält, wo man die schlimmen Augenblicke nicht auf Rechnung des Zuviel schieben kann." Den 21. heißt es: „Kam der Herzog [zu mir]. Wir stiegen, ohne Teufel oder Söhne Gottes zu sein, auf hohe Berge und die Zinne des Tempels, da zu schauen die Reiche der Welt und ihre Mühseligkeit und die Gefahr, sich mit einem Mal herabzustürzen. Nachdem wir uns denn ganz bedächtlich entschlossen, stufenweis von der Höhe herabzusteigen und zu übernehmen, was Menschen zugeschrieben ist, gingen wir noch in den anmuthigen Spaziergängen heroischer Beispiele und geheimnißvoller Warnungen herum und wurden von solcher Verklärung umgeben, daß die vergangene und zukünftige Noth des Lebens und seine Mühe wie Schlacken uns zu Füßen lag und wir im noch irdischen Gewand schon die Leichtigkeit künftiger seliger Befiederung durch die noch stumpfen Kiele unserer

Fittige spürten . . . Hier wieder eine Lücke die durch ein langes Gespräch mit dem Herzog veranlaßt wurde, das so lebhaft und luminos war als das vorige. Worin einiger guter Werke Rechenschaft gegeben, und ein neues zu Stande gebracht, und so ein fröhliches Ende eines sonst elenden Tags." Das war doch eine geniale Behandlung von Geschäftssachen, wie sie Lorenz in seinen verstaubten Amtsfascikeln nicht gefunden haben wird. An Lavater meldet Goethe: „Der Herzog ist sehr gut und brav. Wenn ich nur noch einigen Raum für ihn von den Göttern erhalten kann; Die Fesseln, an denen uns die Geister führen, liegen ihm an einigen Gliedern gar zu enge an [seiner Fürstlichkeit wegen], da er an andern die schönste Freiheit hat". So spricht nicht ein Lorenzischer Regierungsmann, sondern der liebe- und hoffnungsvolle Erzieher.

Bald darauf empfing er zu Kochberg den von Meiningen zurückkehrenden Herzog in der Verkleidung eines Bauers, der in herzlichen Knittelversen ihn mit dem Wunsche ansprach, sich das bäuerische treue Blut angelegen sein zu lassen, das doch sein bestes Gut sei, besser als Pferde und Stutereien. Das war wieder eine eindringende Mahnung. Leider versetzte ihn gleich darauf die Aufregung der Frau von Stein gegen ihn in arge Noth, worin der Herzog sein bester Trost war. Bei einer Zusammenkunft mit Merck scheint dieser Goethe vorgehalten zu haben, daß er doch im Dienste des Herzogs zu sehr seine Kraft vergeude, manches besorge, was er andern überlassen sollte. Darauf möchte ich das Wort an Frau von Stein deuten: der Drache mache ihn immer böses Blut, d. h. er rege ihn auf, indem er ihn in seiner Ruhe störe, von anderer Seite sein Wirken betrachte. Merck erkannte sein erfolgreiches Streben an, aber fürchtete er reibe sich selbst auf. Unmittelbar darauf heißt es in demselben Briefe: „Der Herzog ist recht vergnügt und wohl. Das ist das Beste in der ganzen Sache. Denken Sie doch an das, was wir wegen der Herzogin Badreise gesagt haben." Mehrere Ausflüge waren an die Stelle dieser Badereise getreten; auch hatte Goethe viel zur Unterhaltung der an der Schwangerschaft leidenden Herzogin beigetragen. Der Herzog scheint hier seinen Willen fest durchgesetzt zu haben, was die Herzogin bitter empfunden hatte. Lavater könnte davon gehört haben, und auf eine briefliche Bemerkung desselben sich Goethes Aeußerung an ihn vom 13. Oktober beziehen: „Den guten Lands-

und Hausvater würdest du näher mehr bedauern [als tadeln]. Was da auszustehen ist, spricht keine Zunge aus. Herrschaft wird niemand angeboren, und der sie ererbte, muß sie so gut gewinnen, als der Eroberer, wenn er sie haben will, und bitterer. Es versteht dies kein Mensch, der seinen Kreis aus sich geschaffen und ausgetrieben hat." Drei Wochen später äußert er gegen denselben: „Täglich wächst der Herzog und ist mein bester Trost." Am folgenden Tage begleitete ihn der Herzog nach Kochberg um die Aussöhnung mit Frau von Stein zu Stande zu bringen. Auch sonst macht er Ausflüge mit ihm, ja wohnt trotz seiner angegriffenen Gesundheit den Jagden bei (noch am 16. Dezember), speist an der Hoftafel, zeigt sich dann manchen Gästen des Hofes gefällig, betheiligt sich an der Redoute und giebt selbst Abendgesellschaften. Doch gerade vor dem Schlusse des Jahres scheint ein Mißklang Goethe betrübt, er des Herzogs brüderlichen Antheil vermißt zu haben, dem zu Liebe er doch alle Lasten auf sich genommen hatte. Darauf glaube ich die Aeußerung an seine Herzensfreundin vom letzten Tage des Jahres beziehen zu müssen: „Gestern Abend ist mirs herzlich weh geworden, recht von Herzensgrund; davon mündlich mehreres." Der Grund eines so ungeheuren Schmerzes, den er der Freundin nur mündlich sagen will, können wir nur in dem finden, der in Weimar sein bester Trost, der einzige war, der neben der Herzensgeliebten ihn hier gefesselt hatte. Wenn er unmittelbar darauf schreibt: „Der Abschied des Dicken [des Kriegsrath Volgstedt] ist freilich nicht ohne Unangenehmes für mich gewesen, so könnte man denken, der Herzog habe ihm darüber eine unangenehme Bemerkung gemacht, aber wahrscheinlich war dieser augenblicklich kälter gegen ihn geworden. Freilich wird erst fast ein Jahr später, am 9. Dezember 1781, der Ungunst des Hofes und seiner eigenen Passivität dagegen in einem Briefe an Frau von Stein gedacht, aber der Anfang dieser Erkältung wird nirgends bezeichnet, und sie selbst konnte bald gewichen sein, aber doch der Stachel dieser Entfremdung zurückbleiben und später diese in größerer Stärke hervortreten. Auch mochte die Freundin sie ihm zunächst ausgeredet haben. Als der Herzog gleich nach Weihnachten mit dem Herzog von Meiningen nach Gotha ging, blieb Goethe, obgleich er jetzt dort sehr beliebt war, in Weimar zurück, und wir hören nicht, daß er diesmal die Einladung des Herzogs abgelehnt habe; er schreibt dem Herzog

von Gotha, gern hätten die gnädigsten Herrschaften ihn gebeten, sie an seinen Hof begleiten zu dürfen, zeigte ihm nicht das neue Jahr ein mühseliges Gesicht, doch sein Zurückbleiben war diesmal wohl kaum freiwillig. Trotz dieser Zurücksetzung durfte Goethe sich nicht empfindlich zeigen, vielmehr wandte er auch diesmal der Belebung der Hofvergnügungen großen Eifer zu, wobei freilich die Liebe zu Frau von Stein, die jetzt zur höchsten Reife herzlichster Innigkeit gediehen war, besonders mitwirkte. Karl Augusts Verstimmung mag sich bald gelegt haben, sodaß er am 17. Januar 1781 ihn wirklich einlud, ihn an den Gothaischen Hof zu begleiten, da man von dort aus des Dichters Besuch gewünscht, aber er lehnte aus mehrern Gründen ab. Dem über Erfurt zurückkehrenden Herzog sandte er dorthin einen neuigkeitsreichen, aber nicht herzlichen Brief. Im Februar schenkte er ihm zwei schöne Bilder von Elzheimer, die er selbst lange sich gewünscht und erst vor kurzem erhalten hatte, aber der Herzog hatte außerordentliche Freude daran bezeigt. Gleich nach Fastnacht, die auch fürstliche Gäste nach Weimar geführt hatte, folgte Goethe dem Herzog zur schönen Gräfin nach Neuenheiligen; schien ja ihre Bekanntschaft ihm für Karl August sehr förderlich. Sie würde es noch mehr sein, schrieb er an Frau von Stein, wenn nicht die Knoten im Strange seines Wesens eine ruhige, gleiche Aufwicklung des Fadens so sehr hinderten. Aergerlich äußerte er (Lorenz entschuldige, wenn wir unseres Dichters ungeheimräthliche Worte treulich wiedergeben): „Mich wundert nun gar nicht mehr, daß Fürsten meist so toll, dumm und albern sind. Nicht leicht hat einer so gute Anlagen als der Herzog, nicht leicht hat einer so viel verständige und gute Menschen um sich und zu Freunden, und doch wills nicht nach Proportion vom Flecke und das Kind und der Fischschwanz gucken, eh' man sich's versieht, wieder hervor. Das größte Uebel hab' ich auch bemerkt. So passionirt er für's Gute und Rechte ist, so wirds ihm doch weniger darinne wohl als im Unschicklichen. Es ist ganz wunderbar, wie verständig er sein kann, wie viel er einsieht, wie viel er kennt, und doch wenn er sich etwas zu Gute thun will, so muß er etwas Albernes vornehmen, und wenn's das Wachslicht-zerknaubeln wäre. Leider sieht man daraus, daß es in der tiefsten Natur steckt, und daß der Frosch fürs Wasser gemacht ist, wenn er auch eine Zeit lang sich auf der Erde befinden kann." Karl August entschloß sich

von hier nach Kassel zu gehen, um, da Merck daselbst war, unter dessen Leitung die dortige Gemäldeausstellung zu besichtigen. „Ich gehe nicht mit aus viel Ursachen, davon ich ihm einige gesagt, einige verschwiegen habe", vertraut Goethe der Freundin. Er läßt nun Wedeln kommen und sie mögen glücklich fahren. Er wirft mir vor, daß ich an das Brod gewöhnt sei, und mich deswegen nicht weit verlaufen möchte. Es kann sein, daß auch das unter den neunundneunzig keine der geringsten Ursache ist. Es muß damals zu scharfen Aeußerungen gekommen sein, da Karl August auf Goethes Liebe zu Frau von Stein stichelte. Besonders verdachte es Goethe dem Herzog, daß er, nachdem die Fastnachtsbesuche so viele Zeit ihm weggenommen, er so lange Weimar und seinem nächsten Berufe sich entzog. Bei seiner Rückkehr brachte der Herzog ihm sehr schöne Zeichnungen mit. Seinen Dank und den Wunsch, daß die Reise ihm glücklich bekommen möge, begleitet er wieder mit einer Mahnung. „Gehen Sie nur auf dem wieder betretenen Hausboden sachte und nehmen sich in Acht, daß nicht die gewöhnliche Wirkung Sie überfalle." So häufig war er nach Ausflügen erkrankt. Auch spricht er die Hoffnung aus, im Frühjahre möchten die Dialogen in freier Luft besser als je wirken. Wie die Quecken, schlage das Gute erst nach dreimaliger Wiederholung an. Das war doch eine nicht mißzuverstehende Mahnung, daß er sich noch stark zusammenzunehmen habe, um seinen Vorsätzen getreu zu bleiben. Wie hätte der Lorenzische gehorsame Diener so etwas wagen dürfen! Als der Herzog ihn fünf Wochen später zu einer Reise nach Dessau und Leipzig aufforderte, regte diese stete Beweglichkeit den jetzt krankhaft angegriffenen, in der Nähe der Geliebten überglücklichen Dichter so gewaltig auf, daß er Frau von Stein eine derbe Ablehnung sandte, die sie, wenn sie es für gut halte, dem Herzog mittheile, oder sie sollte mit ihm reden und ihn nicht schonen, ihm erklären, er werde nie mehr mit ihm reisen. „Mach' es nach deiner Klugheit und Sanftheit." Auffällt es, daß er jetzt eine Vermittelung in Anspruch nimmt, nicht selber wieder eine mündliche radikale Erklärung losläßt. Die Reise unterblieb. Am 27. Mai erklärte er der Freundin, Karl August habe ihn rufen lassen, aber er werde baldmöglichst zurückkommen, da er die Hofnoth nicht den ganzen Tag ausstehen könne. Vier Tage später war er mit Herder und Garve bei Hofe zu Tisch, wo er mit

dem Herzog eine sinnige Unterredung hatte, wie er an Frau von Stein schreibt. Daß diese sich auf die Schwierigkeiten bezog, welche der Herzog in seiner Stellung fand, ersehen wir aus den weitern Bemerkungen, wo er sich auf den Spruch der Weisen bezieht: „Beurtheile niemand, bis du an seiner Stelle gestanden hast." Dabei stellte sich die alte Herzlichkeit wieder ein, wozu nicht wenig dazu beigetragen haben dürfte, daß er in der schönen Jahreszeit sich körperlich wohler und heiterer fühlte.

Ueber Goethes angegriffene Gesundheit hatte Freund Merck so übertriebene Berichte vernommen, daß er, diesmal durch die Sorge um das Leben des einzigen Freundes, des größten dichterischen Genies der Deutschen, leichtgläubig geworden, seinen Austritt aus dem Weimarischen Dienst für nöthig hielt, und die Frau Rath beschwor, ihren Sohn zu diesem freilich ihm schwer fallenden Schritte zu bestimmen. Er sagte ihr: „Allemal und auf alle Fälle sollten Sie suchen, ihn wieder her zu kriegen; das dortige infame Klima [über das Goethe sich mehrfach gegen ihn beklagt hatte] ist ihm gewiß nicht zuträglich. Die Hauptsache hat er zu Stande gebracht; der Herzog ist nun, wie er sein soll. Das andere Dreckwesen kann ein anderer thun; dafür ist Goethe zu gut." Merck erkannte also, wie viel Goethe auf Karl August gewirkt, daß dieser aber jetzt seines bildenden und zurechtweisenden Umganges nicht mehr bedürfe, und wie hoch er auch den Herzog stellte, das Leben seines Goethe stand ihm höher als daß der rastlos sich Aufopfernde bei weiterm Verbleiben in seiner mühevollen Stellung sein Leben aufs Spiel setzen sollte. Doch dieser Beweis der Haltlosigkeit des Lorenzischen Geredes ist ein opus supererogationis, da wir das Wirken unseres Dichters aus zuverlässigsten Quellen kennen gelernt haben.

Das Verhältniß des Herzogs zum alten Freunde hatte seine alte frische Herzlichkeit eingebüßt; dieser zeigte sich immer selbständiger, folgte immer entschiedener seinen Neigungen, im vollen Bewußtsein seiner fürstlichen Würde. So trat auch seine Lust an dem Soldatenwesen ungescheut hervor, wenn er auch die Verminderung seiner Soldaten, die Goethe ins Werk gesetzt hatte, bestehen ließ. Ungern sah es Goethe, daß dieser am 4. Juni drei Tage, ehe sein Bruder seine große Bildungsreise antrat, sich zum Sächsischen Lager begab. Goethes Begleitung dahin hatte er gar nicht

verlangt, da er dessen Widerwillen kannte. An der wohleingeübten sächsischen Armee hatte Karl August große Freude, ja er fand sie „wirklich fast interessanter als alle übrigen Armeen in Deutschland", da sie die einzige Nationalarmee sei, die nicht aus Geworbenen, sondern aus Freiwilligen bestehe und „aller militärischer fatale Druck wegfalle". Nach der Rückkehr betheiligte er sich zu Ilmenau mit Goethe an den Verhandlungen mit den Vertretern der Ernestinischen Höfe, die Antheil an dem Bergwerk hatten. Goethe blieb auf der Erholungsreise nach den benachbarten Bergwerken und dann in Ilmenau mit dem Herzog in vertrauter brieflicher Verbindung. Einmal schloß er seinen Brief: „Behalten sie mich lieb! Die Welt ist voll Thorheit, Dumpfheit, Inkonsequenz und Ungerechtigkeit. Es gehört viel Muth dazu, diesen nicht das Feld zu räumen und sich beiseite zu begeben." Die alte frohe Lust, mit der er früher die schwere Geschäftslast trug, war noch nicht zurückgekehrt, als er sich nach Weimar wieder unter das „alte Joch" bezab, aber die schönste Liebe der Herzensfreundin beglückte ihn, während der andere Stern seines Weimarer Lebens nicht mehr in vollem Glanze leuchtete. Doch wurde die Beziehung zum Herzog wieder so freundlich, daß er es wagte, denselben zur Unterstützung seines Freundes des Komponisten Kayser in Anspruch zu nehmen, dem er einige Monate den Umgang mit Gluck in Wien verschaffen wollte. Der Herzog schrieb deshalb an Gluck und erklärte sich bereit, Kayser 200 Thaler für den Aufenthalt in Wien zu geben. Jetzt erst, am 11. August, fühlte sich Goethe gestimmt den Brief der Mutter wegen seines Austritts aus dem Dienste des Herzogs zu beantworten. Seine Gesundheit sei wieder besser, seine Lage habe trotz mancher Beschwernisse sehr viel Erwünschtes, ja er könne sich keine andere denken, mit der er sie vertauschen möchte. Merck sehe nur was er aufopfere, nicht was er gewinne; täglich werde er reicher, indem er täglich so viel hingebe. Nur die wichtigsten Betrachtungen oder ganz sonderbare, ihm unerwartete Fälle könnten ihn bewegen, seinen Posten zu verlassen, und es wäre unverantwortlich gegen sich selbst, aus irgend einer Unbehaglichkeit sich um Schatten, Früchte und Ernte der von ihm selbst gepflanzten Bäume zu bringen. Seines Verhältnisses zum Herzog, das seine alte Brüderlichkeit verloren, gedenkt er nicht. Doch fühlte er sich jetzt wieder so beruhigt, daß er sein vom 18. Januar an nicht mehr ge-

führtes Tagebuch seit dem Anfange des Monats wieder fortsetzte; von jener übergangenen Zeit sagt er nur, daß sie ihm sehr merkwürdig gewesen. Im August berichtet das Tagebuch das nähere Zusammenleben mit dem Herzog und der im folgenden Monat ihre Niederkunft erwartenden Herzogin. Am 25. heißt es: „War diese Zeit her überhaupt gute Konstellation." Zweimal begleitet er den Herzog zur Jagd, wobei er sogar einmal mit ihm und Knebel in einer schönen Nacht im Freien kampirt. Mehrfach besucht der Herzog ihn noch spät, doch wird kein bedeutendes Gespräch erwähnt. Sehr mußte es Goethe freuen, daß der Herzog selbst in dem zu seinem Geburtstage in Tiefurt gegebenen Schattenspiel „Minervas Geburt" den Vulkan darstellte, der dem Jupiter den Schädel spaltete, aus dem Minerva (die Schröter) hervortrat und daß er eine lustige Anzeige der Aufführung für das „Tiefurter Journal" aufsetzte. Am Morgen hatte er vor dem Conseil ihm durch eine Gehaltszulage von 200 Thaler seine Anerkennung ausgesprochen. An dem herzoglichen Geburtstage, wo, wie gewöhnlich, eine Kunstausstellung stattfand, hielt Goethe, da wegen der nahen Entbindung der Herzogin eine Hoffeier unterblieb, eine Abendgesellschaft. Mittags hatte er mit Karl August bei der Herzogin Mutter gespeist.

Die lang gehegte Erwartung eines Erbprinzen ward durch die am 10. erfolgte Geburt einer toten Prinzessin grausam getäuscht. Auch den Herzog verstimmte das Unglück tief, obgleich er äußerlich gefaßt war. Gegen Goethe scheint er wieder kälter geworden zu sein, doch mußte dieser häufig am Hofe erscheinen, und auch in seinen brieflichen Mitteilungen zeigte er sich, wie dieser selbst gethan, zutraulich, freilich nicht ohne eine gewisse höfische Färbung. Er habe aus des Herzogs Brief gesehen, hieß es, daß er, auf dem Gipfel menschlicher Dinge [in seiner fürstlichen Anschauung der Dinge], von Liebe und Freundschaft begleitet [in Gegenwart der Gräfin von Werthern], sich in Betrachtung des Fürtrefflichen [der köstlichen Everdingen] ergötzt. Weiter schrieb er: „Lieben Sie mich und grüßen Ihre schöne Freundin!" Eine damalige Verstimmung über ein kälteres Benehmen des Hofes gegen ihn, sollte man hiernach kaum ahnen, doch ergiebt es sich unwidersprechlich aus einem spätern Briefe. Daß der Herzog am 4. Dezember mit den Oberforstmeistern von Wedel und von Staff, dem

Oberstallmeister von Stein, dem Hofmarschall, vielen Pferden, Jägern und Husaren und 10 Hautboisten nach Eisenach zu einem dreiwöchentlichen Jagdvergnügen aufbrach, um sich als großer Herr zu zeigen, schnitt Goethe ins Herz. Er lehnte es ab, sich dem Zuge anzuschließen, versprach aber später nach Wilhelmsthal zu kommen. Am 6. verließ er Weimar, genoß einen vergnügten Abend bei Dalberg, der voll „Kenntnisse, Interesse von tausend Dingen stecke", brachte am 7. einen angenehmen Tag am Gothaischen Hofe zu, freundlich empfangen, unterhalten und beschenkt. Das ihm in Gotha bezeigte Wohlwollen that ihm im Gegensatz zu Weimar so wohl, daß er dort auf dem Rückwege länger zu verweilen sich vorsetzte. Von Eisenach schrieb er am 10. der Herzensfreundin, die jetzt in Weimar sein einziger Magnet war: „Die Gunst, die man mir in Gotha gönnt, macht viel Aufsehen. Es ist mir lieb um meinetwillen und um der guten Sache willen. Es ist auch billig, daß ich durch einen Hof wieder erhalte, was ich durch einen Hof verloren habe. Denn mein Passivwesen bisher war nicht genug, und die öffentliche Gleichgültigkeit der Unsrigen gegen mich bei meiner Eingezogenheit hat, wie ich merke, im Publiko auch die nothwendige Sensation gemacht. . . . Der Herzog ist vergnügt und gut, nur find' ich den Spaß zu theuer; er füttert achtzig Menschen in der Wildniß und dem Frost, hat noch kein Schwein, weil er im Freien hetzen will, das nicht geht, plagt und ennuirt die Seinigen und unterhält ein paar schmarotzende Edelleute aus der Nachbarschaft, die es ihm nicht danken. Und das alles mit dem besten Willen, sich und andere zu vergnügen. Gott weiß, ob er lernen wird, daß ein Feuerwerk um Mittag keinen Effekt thut. Ich mag nicht immer der Popanz sein [dessen Rath er fragt in Dingen, über die seine Leidenschaft schon entschieden hat]; und die andern frägt er weder um Rath, noch spricht er mit ihnen, was er thun will. Ich hab' ihn auch nur auf Augenblicke gesehen. Ich bitte Gott, daß er mich täglich haushälterischer sein lasse, um freigebig sein zu können, es sei mit Geld oder Gut, Leben oder Tod." Am 12. wollte er von Wilhelmsthal weg, unterließ es aber, weil es eine Unschicklichkeit geworden wäre. Denselben Tag schrieb er etwas beruhigter: „Der Herzog thut was Unschickliches mit dieser Jagd, und doch bin ich nach seiner Herzoglichkeit mit ihm zufrieden. Die andern spielen alle ihre Rollen. Ach Lotte, wie

lieb ist mirs, daß ich keine spiele! Ich lasse mich als Gast traktiren und lasse mir als einem Fremden klagen. Es geht nichts besser und nichts schlimmer als sonst, außer daß der Herzog weit mehr weiß, was er will; wenn er nur was Bessers wollte! Sein Unglück ist, daß ihm zu Haus nicht wohl ist; denn er mag gerne Hof haben ꝛc." Obgleich er gern bei dem schönen Wetter der Jagd, dem großen Gastmahl und dem Balle beigewohnt hätte, ließ er sich nicht halten, was den Herzog verdrießen mußte. Der Unmuth über diesen muß aber schon vier Wochen früher eingetreten sein. Am 12. November schrieb er: „Der Herzog hat doch im Grunde eine enge Vorstellungsart, und was er Kühnes unternimmt, ist nur im Taumel; einen langen Plan durchzusetzen, der in seiner Länge und Breite verwegen wäre, fehlt es ihm an Folge der Ideen und an wahrer Standhaftigkeit." Der Grund der Kälte gegen ihn war ohne Zweifel, daß Goethe der Herzogin Mutter und dem Herzog selbst nicht hofmännisch vornehm genug schien, woneben freilich sein Einspruch gegen allen unnöthigen Hofprunk, der Geld und Zeit verschlinge, Karl August unbequem gewesen sein mag. Schon am 18. November hatte die Herzogin Mutter ihm „weitläufig bewiesen, der Herzog müsse und werde ihn adeln lassen", worüber er ihr einfach seine Meinung erklärte und über einiges andere sich freimüthig aussprach, wohl besonders über die Zeit, welche er auf Hofvergnügungen verwenden müsse. Das Tagebuch bemerkt im Dezember seine „Sorge wegen des Herzogs allzu kostspieligen Ausschweifungen". Unerwähnt läßt es, daß er die launige Rede des Marktschreiers zu dem Scherzgemälde der deutschen Literatur ausführte und zur Ergötzung der Gesellschaft bei der Herzogin Mutter am Weihnachtsabend vortrug, er auch das zur Feier des nächsten Geburtstags der Herzogin bestimmte pantomimische Ballet fast vollendete. Trotz seiner der Herzogin Mutter gemachten Erklärung wollte er neben seinem Amte auch, wie bisher, sich der Hofvergnügungen annehmen, sich nicht durch den Kammerherrn von Seckendorf darin vertreten lassen.

Erst am 4. Januar kehrte der Herzog mit der Herzogin aus Gotha zurück, wo er mit diesen zusammengetroffen war. Die Herzogin von Gotha hatte auch Goethe zur Redoute des 3. insgeheim eingeladen, obgleich er ihre frühere Einladung abgelehnt hatte. „Was das für eine Unruhe in

den fürstlichen Gliedern ist!" schrieb er an Frau von Stein: „sie können weder stille sitzen noch andere lassen." Hätten ihn auch nicht die Beschwerlichkeit der Winterreise und des Erscheinens am Hofe abgehalten, dort mit dem Weimarischen herzoglichen Paare zusammenzutreffen, schien ihm bedenklich und die Nähe seiner Seelenfreundin mochte er nicht entbehren. So mußte sich denn die ihm sehr wohlwollende Herzogin von Gotha mit einem artigen Brief begnügen. Indeß hatte die Gunst, die er in Gotha genoß, und die Zurückhaltung, die er in Eisenach gegen den Herzog gezeigt, ihre Wirkung nicht verfehlt: Karl August besann sich, und die alte Freundschaft erwachte von neuem. Goethe empfand dies als ein neues Glück, wenn auch die Erkältung, die er nicht für möglich gehalten hatte, nicht ohne Nachwirkung blieb. Das Tagebuch des Januar 1782 zeigt wieder die alte Vertraulichkeit, und gern trug der versöhnte Dichter zur Belebung der Redouten, welche der Hof möglichst reich und glänzend wünschte, wieder bei, obgleich die laufenden Geschäfte ihm viele Zeit kosteten und der schlimme Stand der durch Kalbs Schuld zerrütteten Finanzen ihm große Sorgen machte: aber die Liebe seiner Herzenskönigin gab ihm die reinste Heiterkeit und das wonnigste Glück. Mit dieser besprach er am Neujahrstage die Weimarischen Verhältnisse, worüber sie meist klar und einig waren. Den 3. kam Kalb zu ihm, wo dann besonders von den Kammerumständen die Rede war. Am 4. wurde das herzogliche Paar auf der ersten Redoute empfangen Sonntag, den 6. speiste Goethe mittags bei Hofe; mit dem Herzog war er zuletzt am 22. November bei der Tafel gewesen. Den 7. traf er den Herzog bei Seckendorf und bei der Hofdame von Waldner; seine Erfindung des vom Herzog verlangten Aufzuges erzählte er ihm auf dessen Zimmer. Am 8. war Conseil, ebenso am 11.; am letztern aß er beim Herzog. „Wieder einmal eine radikale Erklärung gehabt", meldet das Tagebuch. So war das alte volle Vertrauen wieder hergestellt. Ganz offen erklärte er sich über des Herzogs „allzu kostspielige Ausschweifungen" und drang auf Sparsamkeit. Den 15. kam der vom Herzog von Gotha Goethe geschenkte Abguß des Vatikanischen Apollo an, wogegen der in Weimar befindliche „ein wirklicher Bauerbube" war; den 16. besah ihn Karl August. Mit diesem aß Goethe am 19. und blieb bis sechs Uhr. „Sehr ernstlich und stark über Oekonomie geredet und

wider eine Anzahl falsche Ideen, die ihm nicht aus dem Kopf wollen. Wedel stimmte ein bis auf einen gewissen Punkt." Dazu gehört auch die Bemerkung: „Jeder Stand hat seinen eigenen Beschränkungskreis, in dem sich Fehler und Tugenden erzeugen", mit Bezug auf die „Prinzlichkeit", die „Herzoglichkeit". Den 20. vertraut er Frau von Stein: „Ich habe den Kopf voll Ideen und Sorgen. Keine für mich; denn mir bläst das Glück in den Nacken: desto mehr für andere, für viele. Für sich kann man wohl noch die rechten Wege finden, für andere und mit andern scheint es fast unmöglich. [Dies deutet besonders auf den Herzog.] So lang mich deine Liebe und mein guter Muth nicht verläßt, mag es gehen, wie's will." Am 27. besucht ihn wieder der Herzog, mit dem er ein „gutes Gespräch" hat.

Auch im Februar mußte Goethe noch für die Carnevalsbelustigungen und die Unterhaltung der Gäste des Hofes sorgen, was ihm auf das schönste gelang. Mit dem Herzog stand er auf dem vertrautesten Fuße. Einmal gedenkt das Tagebuch auch einer „langen und guten Unterredung" mit ihm. An Knebel meldet Goethe den 26. Februar: „Unser Carneval ist zu meinem großen Vergnügen endlich auch vorbei. Ich habe viel ausgestanden, da ich mich, aus alten und neuen Ursachen [bei den neuen wird an die Rückkehr des vollen Vertrauens gedacht], dienstfertig erwies und verschiedene Aufzüge erfand und besorgte. . . . So viel von der glänzenden Schale unsers Daseins; das Innere ist im Alten, nur daß, mit einem immerwährenden Wechsel, sich das eine Kapitel verschlimmert, indem sich das andere verbessert. Das alberne Geschäft der Auslesung junger Leute zum Militär setzt mich in die Nothwendigkeit, nächstens vier Wochen im Lande herumzureiten. Ich denke mir die Reise angenehm und auf alle Weise nützlich zu machen. Es giebt gar vielerlei Weisen, die Welt anzusehen und Vortheil von ihr zu ziehen." Auf der Aushebungsreise besucht ihn der Herzog in Dornburg; er war vergnügt und vertraulich, nur seine Liebe machte ihn unglücklich, da er die edle Gräfin von Werthern an den leidigsten Narren geschmiedet und für das Leben verloren sehen mußte. Goethes jetzt vollendetes, vom tiefsten Gefühl für wahren menschlichen Werth erfülltes, den einfachen tüchtigen Tischler und Theatermeister so hochstellendes Gedicht auf Miedings Tod nahm Karl August sehr gut

auf. Bald nach seiner Rückkehr mußte er nach Eisenach, wo viele unangenehme Geschäfte seiner warteten. Von dort schreibt er: „Es ist hier unter den Menschen ein mehr genießender Geist als bei uns; die Verdammniß, daß wir des Landes Mark verzehren, läßt keinen Segen des Behagens grünen." Den Herzog traf er nach Verabredung in dem abgebrannten Kreuzburg, wo dieser zweckmäßige Anstalten zum Wiederaufbau machte; er fand ihn gut und verständig. Dieser scheint schon damals beabsichtigt zu haben, Goethe mit der Leitung der Kammer zu betrauen, da der Kammerpräsident von Kalb, auf den er sein ganzes Zutrauen gesetzt, so liederlich gewirthschaftet hatte, daß seine Entlassung unumgänglich schien. Im Mai faßte er bestimmt den Gedanken, den im Gegensatz zu diesem so treubewährten Freund, den Kalb einst von Frankfurt abgeholt hatte, gleichsam zur Einführung in diese wichtige Stellung, als seinen Gesandten an die kleinen thüringischen Höfe zu senden. Freilich war das, worum es sich handelte, nicht von großer Bedeutung, am wichtigsten die Besprechung wegen der Besetzung zweier theologischen Professuren an der gemeinsamen Universität Jena. Der Dichter führte seine Gesandtschaft in glänzendster Weise aus. „Goldreich werde ich nie", schrieb er von Meiningen aus, „desto reicher an Vertrauen, Namen und Einfluß auf die Gemüther." Da er einmal im Zuge war, stellte er sich auch dem Rudolstädter Hofe vor. Den 19. kehrte er zurück. Er besaß jetzt des Herzogs vollstes Zutrauen. Kalbs Entlassung ward in nächste Aussicht genommen. Schon am 4. Juni sandte er der Freundin sein eben empfangenes Adelsdiplom, bei dem er sich nichts denken konnte. Die Gegner sahen in dieser unfreiwilligen Adelung, sowie in seinem Umzuge in ein großes Stadthaus einen Beweis seines tollen Ehrgeizes. Noch erbitterter wurden sie über Kalbs Entlassung; sie schrieben sie nicht der Schuld des Entlassenen zu, sondern den Ränken des allmächtigen Günstlings. Er lehnte den Titel eines Kammerpräsidenten ab, ließ es nur zu, daß ein Erlaß an die Kammer die interimistische Anordnung bestimmte, „die Kammerräthe sollten in allen beträchtlichen Sachen mit Goethe Rücksprache nehmen, ihm die Theilnahme an ihren Sitzungen und die Einsicht aller Akte gestatten". Entschlossen, den argleidenden Finanzen aufzuhelfen, übernahm er ohne Gehaltserhöhung außer seinem bisherigen Ge-

schäften auch diese Last, aus Freundschaft für den Herzog. „Mein einziger Wunsch war: Sie Herr von dem Ihrigen zu wissen" erklärte er fünf Jahre später. Seine höchste Ehre war es, daß er jetzt wieder das vollste Vertrauen seines Herzogs sich erworben hatte, und er hat es nicht getäuscht, sondern auch hier sich als treuester Diener des Fürsten bewährt, dem er aus Freundschaft sein Leben geweiht hatte.

V.

Goethe als Leiter der Kammer.

Mit welchem ernsten Pflichtgefühl und mit welchem die Schwierigkeit seiner Aufgabe erkennenden Selbstbewußtsein er die Leitung der Kammer übernahm, spricht am deutlichsten ein Brief an Knebel aus, dem er gleich am 27. Juli schrieb: „Nun hab' ich von Johanni an zwei volle Jahre aufzuopfern, bis die Fäden nur so gesammelt sind, daß ich mit Ehren bleiben oder abdanken kann. Ich sehe aber auch weder rechts noch links, und mein altes Motto wird immer wieder über eine neue Expeditionsstube geschrieben: Hic est aut nusquam quod quaerimus. Dabei bin ich vergnügter als jemals: denn nun hab' ich nicht mehr, wenigstens in diesem Fache [in den Finanzen], das Gute zu wünschen und halb zu thun [das Conseil hatte auch eine Art Oberaufsicht über die Kammerangelegenheiten] und das Böse zu verabscheuen und ganz zu leiden. Was nun geschieht, muß ich mir selbst zuschreiben, und es wirkt nicht dunkel durch den Dritten und Vierten, sondern hell gleich gerade auf mich. Daß ich bisher so treu und fleißig im stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich. Ich habe nun anschauliche Begriffe fast von allen nothwendigen Dingen und kleinen Verhältnissen und komme so leicht durch .... Da nun meine Zeit so sehr genommen ist, wird es ein großes Glück, daß unsere Herrschaften ein leichtes und leidliches Leben in und unter sich haben, daß man die wenigen Stunden des geselligen Lebens in Friede, auch wohl in Freude zubringt." Sehr förderlich war es dabei, daß der Minister von Fritsch, dessen Bedenken gegen seinen Eintritt in das Conseil er durch sein eifriges Wirken diese Jahre her so glänzend widerlegt hatte, sich mit der eingetretenen Veränderung vollkommen einverstanden zeigte. Ihm hatte er darüber schon am 16. Juni nach Karlsbad berichtet; in einem zweiten Briefe vom 5. August heißt es: „In allem wird die von Ew. Excellenz mir zugesicherte

Gunst eine der ersten Triebfedern sein, mich selbst täglich zu bearbeiten und, indem ich mich verbessere, mich nützlicher zu machen. Möge Ihr Wohlsein, Zufriedenheit und die gute Meinung von meinem besten Willen und den aufrichtigsten Gesinnungen sich immer gleich erhalten, und ich zu meiner Aufmunterung manchmal davon versichert werden." Der Herzog hatte ihm die möglichste Sparsamkeit versprochen, ohne die eine Herstellung der Finanzen unmöglich sei, und so beschränkte Goethe jetzt auch die Ausgaben für Neigungen, die er sonst billigte. So bemerkte er einmal Merck, auf den Ankauf des von ihm angebotenen Kabinets verzichte er. „Der Herzog hat doch eigentlich keine Existenz in diesen Sachen, obgleich viel Liebhaberei dazu. Und wie ich jetzt stehe, muß ich mich für nichts so sehr hüten als eine Ausgabe zu veranlassen, die man meiner Leidenschaft zuschreiben könnte." Die Hoffnung, daß der Herzog allen seinen prinzlichen Eigenschaften und leidenschaftlichen Ausschreitungen entsagen werde, hatte er freilich aufgegeben; mußte er ja gestehen, daß in ihm selbst „auch jetzt noch viele Unarten sich versteckten", wie er einmal gegen Jacobi äußerte. Auch an die vollkommene Herstellung herzlicher Eintracht zwischen dem herzoglichen Paare glaubte er nicht mehr, er freute sich, daß das Verhältniß leidlich geworden war. Zu radikalen Erklärungen kam es jetzt wohl nicht mehr; sein unmuthiges Bedauern ergoß er nur noch in vertraulichen Aeußerungen an die auch hierin ganz mit ihm einstimmende Herzensfreundin und den in seiner Heimat weilenden Knebel. Wenn er an Fritsch des Unternehmens des Herzogs gedenkt, einen am Ettersberg gebrochenen kolossalen Stein auf eine Stelle im Park zur Verzierung desselben schaffen zu lassen, bemerkt er gleichsam entschuldigend: „Die mechanischen Operationen bei dieser Arbeit unterhalten einen Geist, dem es an sinnlicher Beschäftigung nicht fehlen darf, wenn er nicht Unmuth und Langeweile empfinden soll." Er wußte damals noch nicht, daß dieser Steinblock zu einem Denkmal der Freundschaft mit dem Fürsten von Dessau bestimmt war. Der in Kochberg weilenden Frau von Stein vertraut er: „Die Herzogin ist so angenehm, als man sein kann. Der Herzog ist wacker, und man könnte ihn recht lieben, wenn er nicht durch seine Unarten das gesellige Leben gerinnen machte und seine Freunde durch unaufhaltsame Waghalsigkeit nöthigte, über sein Wohl und Weh gleichgültig zu werden. Es ist eine kuriose Empfindung

seines nächsten Freundes und Schicksalsverwandten [mit dessen Schicksal unser eigenes verbunden ist] Hals und Arm und Beine täglich als halb verloren anzusehen und sich darüber zu beruhigen, ohne gleichgültig zu werden." Der Herzog eilte, obgleich Prinz August von Sachsen-Gotha noch zum Besuch war, und sein eigener Geburtstag bevorstand, nach Dresden zum kurfürstlichen Lager. Goethe blieb in Weimar, obgleich er ihn „gar gut" eingeladen hatte, ihn zu begleiten oder ihm zu folgen. „Die Anstalten zur Dresdner Reise sind wir zuwider", schreibt er. „Der Herzog macht sie auf seine Art, das heißt nicht immer die nächsten, und disgustirt einen nach dem andern . . . Ich bin ganz ruhig (denn es ist nicht zu ändern), und es freut mich nur, daß es keine Fürstenthümer sind, um welche oft mit dergleichen Karten [bloßer Laune] gespielt wird." Aergerlich wurde er, als er vernahm, Karl August wolle der Parforcejagd wegen wieder über Dessau, obgleich Prinz August noch in Weimar war. „Gastfrei ist der Herzog", bemerkt er „und er weiß sich auf jede Art von seinen Gästen frei zu machen." Dagegen rühmt er einmal, im Gegensatz zu andern Fürsten, daß Karl August jeden gerne das Gute auf seine Weise thun lasse und doch daran theilnehme. Als Prinz August noch vor der Rückkehr des Herzogs Weimar verließ, äußerte Goethe verstimmt: „Ich bin ihm herzlich gut, und wollte, er wär' unser; es wär' ihm nütze und auch uns. Er hat die Kenntniß und das Interesse, das unsern fürstlichen Personen fehlt, um das in Bewegung zu setzen und zu erhalten, was so reichlich bei uns vorräthig ist und was außerdem jeder für sich behält." Daß der Herzog endlich frisch und gesund und sehr zufrieden zurückkehrte, freute ihn, doch fand zunächst wenig persönlicher Verkehr statt. Karl August änderte manches im Park, ohne Goethe zu befragen, den auch die den Hof in Bewegung setzende neue Hof- und Jagduniform eben so wenig kümmerte wie die mühevolle Fortschaffung des kolossalen Denksteines. Nach der Mitte November fühlte der so redlich sich abmühende Leiter der Kammer sich schmerzlich vom Hofe vernachlässigt; er gab sich für krank aus, um sich vom Hofe und vom Conseil zu entschuldigen. Die Erinnerung an die frühern Zeiten reinsten Vertrauens und brüderlicher Liebe ergriff ihn mit sehnlicher Rührung. Vom Hofe sah er jetzt nur manchmal die Herzogin Mutter. In dieser Stimmung schrieb der traurig

Vereinsamte den 21. November an Knebel; „Der Herzog hat seine Existenz im Hetzen und Jagen. Der Schlendrian der Geschäfte geht ordentlich; er nimmt einen willigen und leidlichen Theil dran und läßt sich hie und da ein Gutes angelegen sein, pflanzt und reißt aus [im Park] ꝛc. Die Herzogin ist stille, lebt das Hofleben. Beide seh' ich selten. Und so fange ich an mir selber wieder zu leben. Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesen Boden gesät und jene himmlischen Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten Praxin gefaßt werden, hat mich ganz verlassen und ich finde mein jugendliches Glück wieder hergestellt, wie ich mir in meinem väterlichen Hause nicht einfallen ließ, die Erscheinungen der Geister und die juristische Praxin zu verbinden; ebenso getrennt lass' ich jetzt den Geheimderath und mein anderes Selbst. Nur im Innersten meiner Pläne und Vorsätze und Unternehmungen, bleib' ich mir geheimnißvoll selbst getreu, und knüpfe so wieder mein gesellschaftliches, politisches, moralisches und poetisches Leben in einen verborgenen Knoten zusammen."

Anfangs Dezember besuchte ihn der Herzog, aber seine Aeußerung, er habe ihm ein paar Stunden weggenommen, deutet nicht auf trauliche Unterhaltung. Doch als dieser am 8. ihn aufforderte, auf acht Tage mit ihm zu verreisen, lehnte er es nicht ab, da er nach frischer Luft und Bewegung verlangte. Zuerst ging man über Gotha nach Neuenheilingen. Bei dem Unwohlsein, das den Herzog nach der Rückkunft befiel, bot Goethe sich an, ihm abends etwas vorzulesen; doch Karl August lud ihn ein, mittags mit ihm zu speisen. Damals wurde ein weiterer Ausflug über Dessau nach Leipzig beschlossen. Der Fürst begleitete sie eine Stunde weit auf dem Wege nach Leipzig; damals fand eine wunderliche Scene statt, bei welcher Goethe den Fürsten als einen „trefflichen Menschen" kennen lernte; er empfand wohl mit wärmstem Danke, daß der Dichter Karl Augusts edelster Freund sei. Die Aeußerung seiner Verehrung war so außerordentlich, daß Goethe sie nicht erzählen mochte, und Frau von Stein bat, den Herzog selbst zu fragen, wie es mit dem Fürsten von Dessau ergangen. Leider bricht das Tagebuch schon vor dem Sommer ab. Leipzig zog Goethe damals so mächtig an, daß er dort noch über eine Woche nach der Abreise des Herzogs blieb.

Unter den vielen Geschäften, die er bei der Rückkehr in Weimar vorfand, machte die Kammerrechnung ihm am meisten zu schaffen; war ja das erste Halbjahr seiner Verwaltung abgelaufen und er wollte zu Johanni reine Bahn haben. Nun hatte sich unter andern herausgestellt, daß der Chatoullier Bertuch nicht blos das Gehalt der drei ersten Monate, sondern noch 509 Thaler mehr erhoben, doch sich verpflichtet hatte, in den beiden nächsten Monaten nichts zu erheben. Dieses brachte er ihm auf einem erhaltenen Zettel in Erinnerung, äußerte aber zugleich den Wunsch, das Geld für den Monat Mai erst an dessen Ende zu erheben. Wir sehen freilich nicht, wie dadurch die zuviel erhaltene Summe ausgeglichen werde, auch dann nicht, wenn man mit Schöll annimmt, es handle sich nicht um Bertuchs Gehalt, sondern um die aus der Kammerkasse dem Herzog zu zahlenden Summen, die Bertuch als des Herzogs Chatoullier empfing. Für uns sind besonders wichtig die Schlußworte: „Haben Sie die Güte, lieber Rath, und machen Ihre Einrichtung darnach; denn ich muß entweder Johanni [natürlich 1783, nicht wie von der Hellen seltsam bemerkt 1784] in Ordnung sein oder abdanken." Die Drohung abzudanken, war freilich nur ein Schreckschuß, um Bertuch jede Einrede abzuschneiden. Für die 509 Thaler wird er wohl einen Schuldschein gegeben haben, den man in der Rechnung aufführen konnte; daß war freilich ein Auskunftsmittel, dessen man sich bei einem so gutstehenden Manne wie Bertuch wohl bedienen konnte. Unser Fall zeigt, wie leichtfertig bei der Kammerkasse verfahren war. Goethe wird auch hier eingegriffen und dem Kammermeister strenge befohlen haben, ferner keine vorzeitigen Zahlungen zu leisten.

Die Geburt des längst ersehnten „gesunden und wohlgestalten" Erbprinzen am 2. Februar erfüllte das ganze Weimarische Land mit Jubel. Karl August erwiderte auf Mercks warmen Glückwunsch: „Wenn je gute Anlagen in meinem Wesen waren, so konnte sich Verhältnisse halber bis jetzt kein sicherer Punkt finden, wo sie zu verbinden waren; nun aber ist ein fester Haken eingeschlagen, an welchem ich meine Bilder aufhängen kann. Mit Hülfe Goethens und des guten Glücks will ich sie so ausmalen, daß womöglich die Nachkommenschaft sagen soll: Ed egli fu pittore." Für Goethe ist kein ehrenvolleres Zeugniß denkbar. „Wir hoffen, die guten Einflüsse des erwünschten Knaben täglich mehr zu spüren", schrieb dieser.

Leider setzte zu gleicher Zeit die tolle Geschichte des Prinzen Konstantin Karl August in bittern Aerger und Noth, worin wieder der sonst schon genug geplagte Leiter der Kammer das Amt eines Hausministers verwalten, die Verwirrung ohne Aufsehen zu erregen, lösen mußte. Die Sache war Goethe um so ärgerlicher, als er von der Reise des Prinzen, die jetzt so wüst endete, den besten Erfolg geweissagt hatte. Freilich konnte Niemand denken, daß der so ernste Reisebegleiter des Prinzen, Hofrath Albrecht, sich wie ein Kind betragen und sich hinters Licht führen lassen werde, und dem Prinzen hätte Niemand eine solche leichtsinnige Vermessenheit zugetraut. Verdacht konnte man schon früher schöpfen, wenn man den auch Goethe auffallenden Verkauf von des Prinzen Wagen und Pferden und die großen Summen, welche sein Chatoullier Ludecus schaffen mußte, ernstlich erwogen hätte: aber Goethe hatte keinen Beruf darüber zu wachen und in Karl August, der so schon gegen den Bruder äußerst verstimmt zu sein Ursache hatte, irgend Verdacht zu erregen. Wir gehen auf die große Mühe nicht ein, die unserm Dichter die Behandlung des Prinzen und die Wegschaffung der beiden sich nach einander einstellenden Geliebten des Prinzen, von denen die eine ihn bald zum Vater machte, bis in den Sommer bereitete: auch hier bewährte er sich als treuer Freund des Hauses, der mit möglichster Geheimhaltung eine leidige Geschichte erledigte, von der er freilich in seinem „Wilhelm Meister" einen ausgezeichneten dichterischen Gebrauch machte. Zu seinem Aerger war sie gleich durch einen Faktor und einen Colporteur des Hofes ausgeplaudert worden. Goethe, der wieder das äußerste Vertrauen des Hofes genoß, mühte sich bei seiner leidenden Gesundheit redlich ab, wobei ihn „am schlimmsten der Teufel des Unverstands, des Unbegriffs und der Unanstelligkeit von manchen Menschen plagte". Zu seiner Freude standen seine Finanzsachen besser, als er sich hatte denken können. „Ich habe Glück und Gedeihen bei meiner Administration", vertraut er Knebel am 21. April „halte aber auch auf das festeste über meinem Plane und über meinen Vorsätzen." Auch berichtet er, man lebe in Weimar ein klein wenig egaler, der Herzog pflanze viel und möchte auch schon, daß es gewachsen sei. Daß dieser alle Thoren und Brücken seiner Anlagen eröffnete, fand Goethe charakteristisch im Gegensatze zum Herzog von Gotha, der alle Theile des Gartens gegen einander verschloß. Im Juni ging er zum Herzog nach Wilhelmsthal, wohin der von der Reise zurückkehrende Prinz als armer Sünder beschieden war. Dieser ließ lange auf sich warten; was sein Chatoullier von ihm erzählte, war äußerst armselig. Der Weimarer Herzensfreundin meldete Goethe: „Der Herzog ist auf sehr guten Wegen. Wir haben über viel Dinge gar gut gesprochen. Es klärt sich sehr vieles in ihm auf, und er wird gewiß in sich glücklicher und gegen andere wohlthätiger werden." Dazu trug die freie Mittheilung seiner innersten Gedanken und der so weise wie herzliche Zuspruch des Freundes wesentlich bei. Als der Prinz angekommen war und man die Mittel, ihn möglichst anständig in ein ordentliches Leben zurückzuführen, reiflich erwogen hatte, schrieb Goethe: „Des Prinzen Verworrenheit hat noch einige Knoten, die mit Geduld gelöst werden müssen." Da der bevorstehende Schluß des Finanzjahres ihn drängte und die Sehnsucht ihn zur Freundin zurücktrieb, eilte er mit dem Prinzen nach Weimar. Der Herzog ging nach Meiningen, von wo er nach einigen Tagen heimkehrte. Als er am 12. Juli mit dem Prinzen nach Ilmenau ging, hielten die Geschäfte Goethe in Weimar zurück. Leider mußte dieser fürchten, des Prinzen Verirrungen würden ihm sein Leben lang „eine falsche Falte geben". Als der Herzog am 25. Juli wegen der neuanzulegenden Straße, die auf Meiningen führen sollte, nach Würzburg reiste, nahm er den Bruder mit. Er suchte den Fürsten zu bestimmen, daß man die Straße auf Ostheim führe, was freilich nur von persönlicher Gefälligkeit zu hoffen war. Der Fürst zeigte sich nicht abgeneigt, konnte aber nichts versprechen. Auch auf den Zustand Deutschlands brachte Karl August die Rede: die Reichsstände müßten sich gegen die Uebergriffe Oesterreichs verbünden. Der Versuchung, vortreffliche Gemälde billig anzukaufen, widerstand er aus der vorgesetzten Sparsamkeit, wie im Bade Brückenau den Reizen zweier anmuthigen Frauen, von denen die eine fast „sein Konzept verrückt" hätte. An seinem Bruder hatte er nichts besonderes auszusetzen, als daß er in seiner Niedergeschlagenheit so wenig verlange! Goethe hatte unterdessen mit den Weimarischen Landständen zu verhandeln. Die Selbstvertheidigung des unseligen Reisebegleiters des Prinzen lehnte er entschieden ab. Er erwiderte ihm: „Das leidige Ende einer mit so vielen Hoffnungen angefangenen Reise hat mir persönlich so viele Kränkungen, Verdruß und Mühe veranlaßt, daß ich unmöglich unparteiisch

sein kann. Das Geschehene ist vorbei. Der Prinz, wieder im Kreise seiner Familie, scheint sich selbst und die Maßstäbe wieder zu finden, die er im Strudel der fremden Welt, seiner eigenen Führung überlassen, nothwendig verlieren mußte. Inwiefern sein Geist, seine Gesundheit, seine Kasse wieder herzustellen sind, wird die Zeit lehren, und mit Geduld zu erwarten sein. Dazu sind die dringendsten Anstalten, soviel möglich war, gemacht, und man wird ihm alles zu erleichtern suchen." An Knebel berichtet er Ende August: „Der Prinz lebt still, seine Gesundheit braucht Erholung. Der Herzog beträgt sich gar gut gegen ihn."

Zum Geburtstage weihte Goethe dem abwesenden Herzog auf dem Kickelhahn das schöne Gedicht: „Ilmenau", worin er seine Freude ausspricht, daß die unbändige Sturmzeit der Jugend für ihn nun vorüber und er mit der jetzt erlangten Besonnenheit, wie er in Ilmenau so erfolgreich gewirkt habe, als wahrer Landesvater sein ganzes Volk beglücken und so sein eigenes Glück und das der Seinigen gründen werde. Der Herzog erkannte den treuen Sinn, in dem es gedacht war, da es der alte, treue, der ihn aus seinen vertrauten Unterredungen anwehte. Den Gipfel der Seichtigkeit ersteigt Lorenz in dem, was er über dieses Gedicht faselt; die Hauptpersonen und ihr gegenseitiges Verhältniß zu dieser Zeit kennt er nicht im geringsten. Leider sollte Karl August noch in demselben Monat wieder von seiner Herzoglichkeit hingerissen werden, als er sich mit der Erbprinzessin von Baden und dem rohen Prinzen Karl von Sachsen sogenannten Herzog von Kurland, nach Ilmenau begab. Da gab es in Stützerbach und Gabelbach wieder solche Tollheiten, die ihn aus den drei ersten Weimarischen Jahren anekelten. Von *erotischen Sünden* ist dabei gar nicht die Rede. Lorenz spricht davon mit einer Frivolität, „wie ein Franzos" mit Mephistopheles zu reden; er ahnt nicht, wie bekümmert auch Goethe durch so manche Ausschweifungen geworden, über welche die Herzogin in den Briefen an ihre Verwandten klagte. Ihre Briefe an den Landgrafen Christian sind, wie mir Pasqué kurz vor seinem Tode mittheilte, nach Weimar gekommen; er selbst hatte einen Theil derselben gelesen und äußerst schwere Beschuldigungen gefunden, die freilich nicht alle begründet sein werden. Der Herzog wurde in Weimar bald darauf durch Edelsheim und den Markgrafen von Baden in den Plan eines Fürstenbundes gegen

die Uebermacht Oesterreichs eingeweiht, auf den der Fürst von Dessau bereits eingegangen war. Die Sache wurde natürlich vor Goethe geheim gehalten, der den Herzog von jeder nach außen gerichteten Thätigkeit abhalten, ihn ganz dem Dienste seines Landes erhalten wollte, das seiner so sehr bedurfte. Ganz so entdeckte er auch später Goethe und Voigt nichts von den geheimen Verbindungen, an denen er seit dem Jahre 1811 sich betheiligte und durch den deshalb nach Weimar gezogenen von Müffling fördern ließ. Bei der Anwesenheit des Fürsten von Dessau vom 21. bis zum 24. November wurde es wohl fest beschlossen, das Geheimniß im fürstlichen Kreise zu bewahren; der Fürst übernahm es, dem Herzog von Braunschweig, Karl August dem Herzog von Gotha den Plan mitzutheilen. Gleich darauf äußerte Goethe gegen Lavater: „Der Herzog ist recht brav, nur machen ihm die fürstlichen Erbsünden, mit denen er zu kämpfen hat, das Leben oft sauer." Mit dem Hofe fand am Ende des Jahres keine nähere Verbindung statt; leider war auch sein enges, aber glückliches Leben mit dem Freunde Herder und dessen Gattin durch häufiges Unwohlsein gestört, und er mußte viele „physische und politische Materie" durcharbeiten.

Die beiden ersten Monate des Jahres 1784 brachten ihn die Hofvergnügen, zu denen er selbst das Beste trotz seiner leidenden Gesundheit beitrug, mit dem herzoglichen Paare in die freundlichste Verbindung. Von Geschäften nahmen ihn besonders die Kammerrechnung und das Ilmenauer Bergwerk in Anspruch, dessen neuer Schacht an dem von den dortigen Bergleuten immer kirchlich gefeierten Matthiastage eröffnet werden sollte. Besonders kam es darauf an alle Kuxen an den Mann zu bringen. Am 16. Februar vertraute er Knebel: „Ich bin fleißig und meine Sachen gehen gut, und obgleich übrigens unsere Verhältnisse mancherlei Schwingungen unterworfen sind, so steht doch das Oekonomikum auf einem guten Grund. Persönlich bin ich glücklich. Die Geschäfte, die Wissenschaft, ein paar Freunde, das ist der ganze Kreis meines Daseins, in dem ich mich klüglich verschanzt habe." Bemerkenswerth ist, daß er des Herzogs nicht gedenkt, dessen tüchtiges Mitwirken vorausgesetzt wird. Dieser selbst hatte einen Monat früher Knebel berichtet, der Tag sei ihm durch häufige Geschäfte, welchen er sich immer mehr nähere, gänzlich ausgefüllt. Goethes gedenkt er nicht, dagegen theilt er dem Freunde mit, daß er seinem Bruder

eine Stabsoffizierstelle im Sächsischen zu verschaffen suche, womit freilich Goethe wohl eben so wenig wie Herder, einverstanden war. Am 24. hielt Goethe die Weiherede zur Eröffnung des neuen Johannisschachtes in Ilmenau. Aber Anerkennung seiner treuen achtjährigen Mitwirkung zu diesem Erfolg von Seiten des Herzogs erwartete er nicht; auch schickte er ihm die Rede nicht zu, wie er Herder sie in dem Augenblick zugehen ließ, wo sie in Ilmenau gehalten wurde. Unmittelbar darauf bewährte Goethe sich persönlich in Jena bei dem gewaltigen Eisgange, der in diesem Jahre in ganz Deutschland die Flußanwohner in schreckliche Noth versetzte, sich als der aufopferungsvollste und besonnenste Retter zur Verwunderung des Herzogs, der mit ihm und dem Rittmeister von Lichtenberg an die Unglücksstätte geeilt war. Hier sitze er von Wasser, Eis und Noth umgeben, schrieb er an Jacobi, und habe Beruf und Gelegenheit menschliche Schicksale wiederzukäuen; er sei ein armer Sklave der Pflicht, mit der ihn das Schicksal vermählt habe. Gerade in solchen Nothfällen zeigte Goethe immer größte Geistesgegenwart und schärfste Einsicht. Die beste Freude bereitete ihm, daß fast die Hälfte der Ilmenauer Kuxe untergebracht waren; er selbst war ja die Seele dieses auf seinen Antrieb unternommenen, von den meisten Weimarern verspotteten Werkes, bei welchem er jetzt in dem Regierungsrath Voigt einen ausgezeichneten Mitarbeiter gewonnen hatte. Daß der Herzog die Anstellung seines Bruders als Oberstlieutenant des Infanterieregimentes Franz Xaver und als Kommandant von Merseburg durchgesetzt hatte, gereichte diesem selbst mehr als Herder und Goethe zur Freude, da der Prinz schwächlich war und mehr zu stillem Lebensgenuß hinneigte, wenn er auch in der Jugend Neigung zum militärischen Leben gezeigt hatte. Die Weimarischen Stände nahmen darauf Goethes Zeit in Anspruch. Da erschütterte der jähe Tod der hoffnungsvollen fünfjährigen Prinzessin Luise die Ruhe des Hofes. Beide Eltern waren tief ergriffen, aber leider nahm der Herzog am Schmerze seiner Gattin wenig Antheil, wodurch diese sich verletzt fühlte. Dieser Schlag zerstöre viele Hoffnungen und vermehre die Sorge, schrieb Goethe einen Monat später. Auch an der Goethe gelungenen, ihn wahrhaft beglückenden Entdeckung, daß der Mensch in der Kinnlade einen Zwischenknochen habe, konnte der Herzog keinen reinen Antheil nehmen. Goethe hatte alle Hände voll zu thun, so

daß er vor Mitte Mai sich gar nicht von Weimar und Jena entfernen konnte, und Ende Mai mußte er nach Eisenach, wo der Ausschußtag in unerfreulicher Aussicht stand. Mit der Kammerkasse stand es jetzt so gut, daß von dieser gar nicht mehr die Rede ist; er muß wohl den vor zwei Jahren gefaßten Vorsatz erfüllt, die Finanzen völlig geordnet haben. Aber der viel abwesende Herzog stand ihm jetzt wieder ferner. Dieser beschäftigte sich eifrig mit dem Fürstenbunde, für den er auch Kurmainz zu gewinnen suchte; er selbst war mit Gotha und Dessau dem von Baden ausgegangenen Plane beigetreten. Davon hatte er noch immer Goethe nichts vertraut, da dieser jeden Versuch, nach außen zu wirken, mißbilligte, weil er ihn nachtheilig für seine landesväterliche Wirksamkeit fand. Erst kurz vor der Abreise nach Eisenach brachte die am 29. Mai erfolgende Ankunft der beiden Grafen von Stolberg und ihrer Gattinen den Herzog wieder in gesellige Berührung mit Goethe, am Hofe wie in Goethes Garten. Als die Grafen scherzten, von allen Weimarischen nehme Goethe nur den zweiten, der Herzog den ersten Platz im Herzen der Gräfin Agnes ein, erwiderte dieser, daß er sich vorgesetzt habe, weder mit einem Fürsten um ein Herz zu streiten noch es mit ihm zu theilen.

Auch in Eisenach kam es zu Goethes Bedauern zu keiner herzlichen Verbindung mit Karl August, der dort viel mit Fürstlichkeiten verkehrte; er fühlte sich in dem Gewühl ganz einsam, nur erfreute er sich eines Tages zu Wilhelmsthal einer anmuthigen und offenen Unterhaltung mit der Herzogin. Die damaligen Briefe an Frau von Stein und Herder zeigen wie leid es ihm that, daß der Herzog ihn links liegen ließ. Er ahnte nicht, daß dieser ihm das, was ihn mehr als sein Land beschäftigte, verschweigen mußte, noch weniger, daß er bei Anwesenheit des ihm sehr gnädigen Prinzen von Preußen den Auftrag einer politischen Reise nach Zweibrücken übernahm. Kurz vor der Abreise von Eisenach schrieb er an Frau von Stein: „Der geheime Legationsrath Schmidt hat eine Stimme im geheimen Conseil bekommen, wodurch ich auch sehr erleichtert werde. Indessen ist das Leben für den, der etwas Vernünftiges und Planmäßiges drinnen sucht, immer eine wunderliche Aufgabe!“ Der Herzog lud ihn, vielleicht erst als er sich von ihm verabschiedete, freundlichst ein, im nächsten Monate ihn an den Braunschweiger Hof zu begleiten. Aber noch drei Wochen blieb

dieser in Eisenach, wo er besonders mit dem Fürsten von Dessau verkehrte. Von dort schrieb er Goethe, daß er mit ihm nach Braunschweig gehen müsse. Am Abend des 30. Juli kam Karl August in Begleitung des Fürsten von Dessau nach Tiefurt, wo auch Goethe war. Noch in derselben Nacht begleiteten der Herzog und Goethe den nach Hause zurückkehrenden Fürsten bis Auerstädt. Damals wird man Goethe die zum Fürstenbunde schon gethanen Schritte mitgetheilt haben. Wie sehr dieser auch bedauerte, daß sein Herzog sich darauf eingelassen und gerade der Fürst von Dessau die Sache so eifrig betrieb, er sah, daß darin nichts zu ändern sei, und er konnte der Forderung, als Vertrauter den Verhandlungen mit dem Herzog von Braunschweig beizuwohnen, sich nicht entziehen. Der Herzog war jetzt wieder vertraulicher gegen Goethe, der diesmal das Opfer seiner eigenen Ueberzeugung hatte bringen müssen. Aber ehe er diesen ihm widerwärtigen Besuch antrat, entschädigte er sich durch den für ihn so unendlich wichtigen Besuch des Harzes. Goethe betrug sich geschickt als Subalterner seines Fürsten und er freute sich, daß das Benehmen Karl Augusts an dem etikettenreichen Braunschweigischen Hofe allgemein gefiel. Der kluge Herzog Karl hatte freilich manches an dem Badischen Unionsentwurfe auszusetzen, doch übernahm er es, dem Könige von Preußen davon einige Mittheilungen zu machen. Goethe mochte hoffen, die Sache werde an dieser Klippe scheitern. Als sie am 1. September von Braunschweig schieden, fühlte der Herzog einen unwiderstehlichen Trieb zu seinem Bundesbruder in Dessau, während Goethe gehofft hatte, er werde mit ihm in den Harz gehen. Wann Karl August ihm den Antrag gemacht hat, ihn auf der Reise nach Zweibrücken zu begleiten, wissen wir nicht; nur mit Mühe gelang es ihm sich davon zu befreien. Mehrfach traf er mit den Herzog zusammen, dem seine Ablehnung recht unangenehm war. Man sprach in Weimar von einem Zerwürfnisse beider. Noch ehe Goethe von seiner Geschäftsreise nach Ilmenau zurückgekehrt war, brach Karl August auf. In dem drei Tage nach seiner Rückkunft dem Herzog gegebenen Berichte schlug Goethe den heitersten Ton an. Von Ilmenau hatte er vieles Erfreuliche mitzutheilen; er hoffe, dieses Werk, wo schon für wenig Geld und in kurzer Zeit viel geschehen sei, werde ihm zur Freude wachsen. Das neue Conseilmitglied Schmidt habe viel gesprochen, wie ihren Finanzen die Reisen

stärker sollten angetrieben werden": es sei recht schade, daß der Herzog nicht wenigstens hinter dem Schirm zugehört habe; diesem sei es wirklich Ernst um das Gute. „Viel Glück auf Ihren Wegen und Stegen!" ch oß er. „Ich bin auf ihre Rückkehr sehr neugierig." Aber auf der Reise erhielt dieser eine Nachricht, die ihn zur Bitte an den Prinzen von Preußen bestimmte, ihm den Besuch des Zweibrückener Hofs zu erlassen. Um die verfehlte Reise nicht zu verrathen, schlug er den Weg nach der Schweiz ein. Auf den Brief, worin er dies Goethe mittheilte, erwiderte dieser, es befremde ihn nicht, daß die Sache mit Zweibrücken mißlungen sei; die Schritte des Fürsten von Dessau hätten unmöglich zu etwas Gutem und Zweckmäßigem führen können. Doch sei es ihm jetzt sehr lieb, daß er die Reise mache, Menschen und Verhältnisse selbst sehe und in der Folge sich entweder zurückziehe oder aus eigener Erfahrung, Trieb und Ueberzeugung handle. Entrüstet spricht er sich über des Herzogs Darmstädter Schwager aus, der auf den Brief, womit er ihm seine Ilmenauer Kuxe zugeschickt, gar nicht geantwortet habe. Deshalb möge er ihn auf die rückständigen 20 Louisdor exequiren. „Wenn er ja mit unsern unterirdischen Operationen nichts zu thun haben will und die Erinnerung an das Ilmenauer Leben [von 1776] ihm das Geld nicht aus der Tasche locken kann, so wünschte ich nur, daß er die Gewährscheine zurückschickte und sich lossagte." Daß er die Leitung der Kammer noch fortzuführen gedachte, beweist seine Aeußerung: „Uebrigens gehe ich das Kammerrechnungswesen durch und werde überhaupt, wenn Sie wieder kommen, einige Vorschläge wegen dieses Departements thun." Eindringlich spricht er ihm zuletzt mit altem Freimuth zu: „Wie sich auch Ihr Geschäft wendet, betragen Sie sich mäßig und ziehen sich, wenn es nicht anders ist, heraus, ohne sich mit denen zu überwerfen, die Sie hineingeführt und kompromitirt haben." Gegen Frau von Stein äußerte er den Wunsch, die Reise möge zur Berichtigung seines Wesens dienen. In Mannheim traf der Herzog mit Edelsheim und dem Markgrafen von Baden zusammen und betheiligte sich an einer dem Prinzen von Preußen zu übersendenden Vertheidigung gegen die Vorwürfe des Herzogs von Zweibrücken. In Mainz versuchte er den Kurfürsten zum Beitritt zu bewegen, der aber die Entscheidung bis zum Frühjahr verschob. Ein weiterer Brief Goethes gedenkt des Fürstenbundes nicht, wünscht persönlich

nur, daß dem Herzog die Bewegung und Veränderung der Gegenstände wohlthätig sein und er zur rechten Zeit gesund wiederkehren möge. In Weimar war man über die lange Entfernung des Herzogs unmuthig, von deren Zweck man keinen Grund angeben konnte. Die Einladung des Herzogs, ihn in Frankfurt abzuholen, lehnte Goethe am 6. Dezember aus vielen innern und äußern Ursachen ab. „Möge es Ihnen recht wohl gehen", schrieb er, „und diese Reise, der es nun bald an sauren Unbequemlichkeiten nicht fehlen kann, von recht großem Nutzen werden. Mich heißt das Herz das Ende des Jahres in Sammlung zubringen. Ich vollende mancherlei im Thun und Lernen und bereite mir die Folge einer stillen Thätigkeit aufs nächste Jahr vor, und fürchte mich vor neuen Ideen, die außer dem Kreise meiner Bestimmung liegen." Der Herzog nahm seine Ablehnung nicht übel, aber von baldiger Rückkehr war noch immer keine Rede, vielmehr schien die Lust an der Schweinejagd ihn ganz hinzureißen. Deshalb schrieb Goethe ihm am 26. jenen herrlichen Brief, den wir oben gegen das Achselzucken von Lorenz vertheidigen mußten. Er hatte ihn nach Eisenach adressirt, weil er hoffte, er werde den Herzog nicht mehr in Darmstadt antreffen.

Erst am Abend des 11. Januar 1785 nach einer vierteljährigen Abwesenheit langte er wieder in Weimar an. Gegen Goethe zeigte der Herzog sich ganz freundlich. Man sah der Entbindung der Herzogin im nächsten Monat entgegen, weshalb auch alle Hofvergnügungen unterblieben. Amtlich beschäftigten Goethe besonders die Zerschlagung der Güter, wobei man mit gründlichster Kenntniß zu Werke gehen wollte, und das Ilmenauer Bergwerk. Zu den vielen Arbeiten, deren Last ihn zuweilen schwer drückte, kam noch, daß er dem Herzog bei seinem Briefwechsel wegen des Fürstenbundes als Geheimsekretär dienen mußte; besonders stand dieser deshalb mit dem Fürsten von Dessau und dem Herzog von Gotha in Verbindung. In einem von Goethe geschriebenen Koncept eines Briefes an den Fürsten heißt es: „Unsere Lage ist kitzlich, daß wir gegen den König nicht hinterhaltig und mißtrauisch scheinen und doch von dem, was bisher geschehen, nicht mehr entdecken als noth und nütz' ist." Man hatte sich, wie Goethe gefürchtet, zu weit hinreißen lassen, ja schon mit Frankreich angeknüpft Die kriegerische Gesinnung, der man sich hingab, bricht in der Bravade

einer Antwort des Herzogs von Gotha aus: „Ich beharre fest und stehe auf der Meinung, daß Wir deutsche Fürsten eine Armee auf die Beine stellen müßten, um unsere Länder, unsere Personen von dem Joche des Josephs zu sichern; niemand anders als Ihr Herr oncle, der regierende Herzog von Braunschweig, soll sie kommandiren, und ich werde mirs zu Ehren rechnen, unter seiner Anführung zu dienen. Noch fließt deutsches Blut in meinen Adern, und gerne werde ichs fürs Vaterland vergießen, auch lieber unter den Trümmern der Reichsverfassung mein Grab suchen und finden als mich unthätig und kleinlicher Weise unter ein schmähliches Joch schmiegen!" Das war Goethe nicht blos ekelhaft, sondern auch ängstlich. Preußen gab dem jetzt in seine Dienste als Gesandter getretenen frühern Weimarischen Kammerherrn von Seckendorf „sehr patriotische Aufträge", wie der Herzog von Braunschweig an Karl August schrieb, mit ins Reich, auch nach Weimar. Noch ehe die Verhandlungen mit ihm begannen, wurde dieser durch die unglückliche Niederkunft der Herzogin in Trauer versetzt; das Kind war gleich nach der Geburt gestorben. „Unsere Freude war von kurzer Dauer und der Fall jedem unerwartet", schrieb Goethe an Knebel; „es scheint, als wenn das Schicksal alle Arten von Unheil mit diesem Hause durchgehen wollte." Der Herzog von Gotha kam am 27. zur Beileidsbezeugung. Goethe mußte nun nicht nur als Hausminister eintreten, sondern auch Geheimsekretärdienste leisten, Akte des Fürstenbundes abschreiben, auch am 2. März der Berathung mit dem Herzog von Gotha und Seckendorf beiwohnen. „Ich habe es oft gesagt, und werde es noch oft wiederholen", spottete er am nächsten Tage im Briefe an Frau von Stein, „die causa finalis der Welt- und Menschenhändel ist die dramatische Dichtkunst; denn das Zeug ist sonst absolut zu nichts zu brauchen. Die Konferenz von gestern Abend ist mir wieder eine der besten Scenen werth." Seinen Aerger, daß der Herzog noch immer seine beste Kraft auf den Fürstenbund verwandte, beruhigten das Glück der Liebe und Freundschaft zu Frau von Stein, Herder und Knebel, seine naturwissenschaftlichen Untersuchungen und mancherlei Geschäfte. Ehe der Herzog am 26. März nach Dresden ging, besuchte er den durch Unwohlsein ans Haus gefesselten Dichter. An Frau von Stein schrieb er, dieser sei lange bei ihm gewesen, um sich in einer Sache rathen zu lassen, die schon durch Leidenschaft bei ihm ausgemacht sei. Es war

wohl die Reise zum sächsischen Lager, zu dem ihn seine immer steigende militärische Neigung wieder trieb, obgleich er darüber den Kirchgang der Herzogin versäumte, der auch Goethe an den Hof brachte. Tags vorher, am 2. April sprach dieser seine Erbitterung über des Herzogs Treiben, der seine nächste Pflicht über leeren Träumen vernachlässige, in einem Briefe an Knebel aus: „Die Kriegslust, die wie eine Art von Krätze unsern Fürsten unter der Haut sitzt, fatigirt mich wie ein böser Traum, in dem man fort will und soll und einem die Füße versagen. Sie kommen mir wie solche Träumende vor, und mir ist's, als wenn ich mit ihnen träumte. Laß ihnen den glücklichen Selbstbetrug! Das kluge Benehmen der Großen wird hoffentlich den Kleinen die Motion ersparen, die sie sich gerne auf anderer Unkosten machten. Ich habe auf dies Kapitel weder Barmherzigkeit, Antheil, noch Hoffnung und Schonung mehr. Befleißige dich, dieses Kreuz auch auf dich zu nehmen, und mir nachzufolgen!" Daß Karl August die von ihm selbst übernommene Herstellung der Finanzen trotz seines warmen Eifers für das Wohl seines Landes, trotz seines hellen Verstandes durch seine ehrgeizige Politik so arg durchkreuze, brachte ihn zur Verzweiflung. Der Herzog fand ihn bei seiner Rückkehr am 10. krank, er stellte sich aber bald soweit her, daß dieser mit Frau von Stein und Knebel am Abend des 15. bei ihm speisen konnte. Aber zu einer herzlichen Aussprache konnte es nicht kommen. Im Mißmuth muß ihm einmal gegen Frau von Stein das Wort entfahren sein, er wolle seine Stelle aufgeben. Darauf deutet seine Aeußerung an die Freundin, seinen „lieben Schutzgeist", vom 20: „Wir wollen immer zusammen bleiben, meine Liebe. Darüber sei ohne Sorge!" Wir können Schöll nicht beistimmen, wenn er meint, Goethe habe damals den Entschluß gefaßt, aus dem Finanzfach auszuscheiden, noch weniger glauben wir mit ihm, die Wendung sei schon im vorigen Herbst eingetreten: nein, nur im Mißmuth kann ihm seine Lage auf Augenblicke so unerträglich geschienen haben, daß er sie ganz aufgeben zu müssen glaubte — aber Liebe und Freundschaft hielten ihn fest. Am 25. ging er der Wasserbaue und anderer Dinge wegen nach Jena; hier tröstete ihn Knebels treue Zusprache, die ihn auch bestimmte, länger bei ihm zu bleiben, was Frau von Stein dem Herzog sagen solle. Einige Tage nach der Rückkehr schrieb er an Knebel: „Wie gut es ist vertraulich

über seinen Zustand mit Freunden hin und wieder reden! Ich ging mit viel freierm Muthe von dir weg und habe meine Arbeiten wieder angegriffen, als wenn es für ewig sein sollte." Fünf Tage später sagt er ihm, er flicke an dem Bettlermantel, der ihm von der Schulter fallen wolle

Aeußerlich stand der Herzog zu Goethe freundlicher. Als er am 24. Mai zur Betreibung der Bundesangelegenheiten nach Mainz ging, bezeigte er ihm seine volle Anerkennung. „Der Herzog, der, wie bekannt, ein großer Freund von Gewissensreinigungen ist", berichtet Goethe an Frau von Stein, „hat mir vor seiner Abreise noch eine Besoldungszulage von 200 Rthl. gemacht und 40 Louisdor geschickt auf die Karlsbader Reise." Zu Ilmenau gab es für Goethe mancherlei zu thun. Als er von dort zurückgekehrt war, schloß er das dritte Jahr seine Kammerrechnung ab. Dann reiste er mit Knebel über das Fichtelgebirge nach Karlsbad, wo er Frau von Stein, Herder und Frau nebst vielen andern Bekannten aus Weimar und Jena befanden. Als Karl August von der Krankheit hörte, die ihn zu Neustadt befallen hatte, erfreute er ihn von Pyrmont aus mit einem herzlich theilnehmenden inhaltreichen Briefe. Goethes gleich vertraute, am Vorabende seine Abreise erfolgte Erwiderung schloß mit dem Wunsche: „Lassen Sie uns jede Neigung, Freude und Hoffnung beim Wiedersehen erneut empfinden!" Edelsheim habe viel von ihm erzählt und sie seien weit im politischen Felde herumspaziert. Ob er ihn auch von dessen Reise nach Braunschweig berichtet, wissen wir nicht. Sein Oheim hatte ihm erklärt, daß es mit dem Bunde der kleinern Fürsten nichts sei, und der von seinem Großoheim geschlossene Kurfürstenverein, dem ja die Fürsten beitreten könnten, den Verhältnissen ganz entspreche. Karl August mußte gute Miene zum bösen Spiele machen.

In Weimar fand Goethe eine sparsamere Hofordnung, die allgemein mißfiel. Tafel war jetzt nur mittags und zwar im Zimmer des Herzogs: zugezogen wurden regelmäßig bloß drei Hofdamen und zwei Gäste, die gewöhnlichen Mitesser erhielten Kostgeld. Bald nach Goethes Rückkunft am 27. August stellte sich der Geheimerath von Böhmer ein, der von Berlin an die kleinern Fürsten gesandt worden, um mit ihnen den Beitritt zum Kurfürstenvertrag zu vollziehen; er kam eben aus Dessau. Der Herzog machte keine Schwierigkeit, nur beim förmlichen Abschluß am 29. wurde

Goethe zugezogen, der mit diplomatischer Sorgfalt wachte, daß äußerlich die Würde des Herzogs keinen Eintrag erleide. Die Sache schien ihm unverfänglich, da von keiner Verpflichtung zur Stellung von Soldaten die Rede war. Freilich war die Absicht des Fürstenbundes, für den der Herzog sich so sehr bemüht hatte, völlig vereitelt. Goethe schreibt, als er dem Gothaischen Minister von Franckenberg auf sein Verlangen eine Abschrift der Accessionsakte sandte (Brief 2156), der Traktat selbst werde ihm sehr wohl gefallen haben. „Es ist gut, daß es so weit ist. Es macht diese Verbindung gewiß Effekt und Epoche in dem deutschen System; alles wird Ernst machen, da man sieht, daß es Ernst ist." Er dachte, damit sei die Sache wirklich zu Ende, und auch Preußen werde keine Politik nach außen treiben. War er deshalb ruhig, so machte ihm doch das schwankende, hastige Handeln des Herzogs Sorge, und er fürchtete dessen militärische Lust, die Preußen benutzen werde, um ihn an sich zu ziehen. Schon am 1. September äußerte er gegen den in der Heimat weilenden Knebel: „Hier geht's übrigens im Alten. Schade für das schöne Gebäude, das stehen könnte, erhöht und erweitert werden könnte, und leider keinen Grund hat! Doch was hat Grund auf der beweglichen Erde?" Seiner Herzensfreundin klagt er: „Der Herzog ist in seiner Meute glücklich. Er schafft die Hofleute ab und die Hunde an. Es ist immer dasselbe, viel Lärms um einen Hasen todt zu machen. Adieu. Und ich brauche beinah so viel Umstände, um einen Hasen zu erhalten! . . . Zu Zeiten seh' ich den Prinzen [von Gotha] und unsere Fürsten, wo er denn ganz gut jetzt leben ist. Die neue Einrichtung geht fort und beim Mittagessen leidet man erbärmlich in dem kleinen Zimmer. Wie Franckenbergs [am 6.] da waren, mußten sich 25 Menschen in der kleinen Stube behelfen, versteht sich, die Aufwartung mitgerechnet. So gehts, meine Liebe, wenn man nicht zur rechten Zeit ab- und zuzuthun weiß. Es wird noch mehr kommen." Der Herzog nahm freilich an den Geschäften redlich Theil, änderte und schuf in seinem Park, arbeitete auch weiter für den Bund, wobei er beinah mit dem Prinzen von Preußen sich überworfen hätte: aber die leidenschaftlichste Freude hatte er an der Jagd, die Goethe schon längst nicht mehr anzog, während Karl August die höchste Freude an dem rohen Hetzen des Oberkammerherrn von Pöllnitz hatte, dessen Gesellschaft Goethe selbst im

Winter nach Ilmenau vertrieb. Dort ging zu seiner Freude alles gut, was er angelegt hatte, und es wurde jährlich besser, ja es werde, wenn er noch eine Zeit lang ausdaure, eine Weile von selbst gehen; daneben gelangen die botanischen Untersuchungen und sein „Wilhelm Meister". In Gotha genoß er darauf die freundlichsten Tage, so daß er erst Mitte November nach dem endlich von Pöllnitz befreiten Weimar zurückkehrte. Der Herzog, der den Wunsch geäußert hatte, Berlin zu besuchen, war wider Erwarten eingeladen worden, nicht zu den Frühjahrsrevüen, sondern zu den Fastnachtsfestlichkeiten nach Potsdam zu kommen. Daß Goethe ihn dorthin begleiten werde, durfte er nicht denken, dagegen konnte dieser nicht ablehnen, als Mitte Dezember Karl August ihn einlud, mit ihm nach Gotha zu gehen, wo Umstände vorkommen könnten, die eines Dritten Gegenwart nöthig machten. Dabei ist unzweifelhaft an Angelegenheiten des Fürstenbundes gedacht. Damals waren freilich Gotha und mehrere andere längst beigetreten, aber die drei anhaltischen Fürstenthümer thaten es erst in diesem Monat und der Landgraf von Darmstadt konnte sich aus Furcht vor den Franzosen, nicht dazu entschließen.

Am Ende des Jahres wollte Goethe keinen großen und weiten Ansichten den Blick zuwenden, nur stand es ihm fest, daß er wieder das ihm so heilsame Karlsbad aufsuchen werde. Er mußte fürchten, der Herzog werde sich von Preußen, obgleich er das sächsische Heer höher stellte als die blauen Sklaven des preußischen, die Dienste des größten deutschen protestantischen Staates annehmen oder weiter seine augenblicklich zurückgewiesenen staatlichen Unterhandlungen aufnehmen und das Gedeihen seines Landes aufs Spiel setzen. Am zweiten Tage des Jahres 1786 trat dieser die Reise nach Berlin an. Sehr unglücklich machte es Goethe, daß das schwere Leiden des zweiten Sohnes der Frau von Stein, das deren stete Pflege bedurfte, die tägliche Verbindung mit der Geliebten bedauerlich störte. In seinem Schmerz empfand er es um so bitterer, daß sein Herz nur in ihrem vollen Besitze seine Befriedigung finden werde, diese aber sich nicht getrieben fühlte, das Band, das sie an ihren Gatten fesselte, zu brechen, was er im stillen gehofft hatte. Dazu stieg die Sorge, der Herzog werde sich immer mehr nach außen binden und dem eigenen Lande nicht seine nöthige Thätigkeit widmen. Auch körperlich litt er wieder, wie die Freundin selbst,

trotz der günstigen Wirkung des Karlsbades. Diese unmuthig gespannte Stimmung, worin die überhäuften Geschäfte ihm zuwider waren, wurde dadurch noch gesteigert, daß er sie niemand, auch nicht der einzigen Seelenfreundin verrathen durfte. Goethe selbst bezeichnete diese Zeit später als „schweigenden und zurücktretenden Zustand", wie er ihn einem Feinde nicht wünschte. In diesem ergriff ihn die Sehnsucht nach Italien, dessen Genuß er früher als wirksamstes Heilmittel seiner gepreßten Seele ersehnt hatte, wohin er schon auf dem Wege war, als Kalbs Ankunft in Frankfurt die Reise abriß. Der verzweifelnde Unmuth treibt ihn schon am 24. nach Gotha, wo er am Hofe von seinen Dramen vorliest; der Beifall beschämt ihn, da er selbst in seiner Verstimmung sie tief herabsetzt, ja er haßt die deutsche Sprache, die im Gegensatz zur italienischen ihm barbarisch erscheint. Seine arme angefangene Operette dauert ihn, daß sie unter diesem ehernen Himmel geboren sei; hätte er vor zwanzig Jahren gewußt, was er jetzt wisse, er hätte sich das Italienische angeeignet und für das lyrische Theater gedichtet. Erst am Vorabend des Geburtstages der Herzogin kehrte er nach Weimar zurück, wo die Geschäfte sich unterdessen gehäuft hatten. Am Abend des 1. Februar muß er, da der erste Rechnungsmonat zu Ende ist, nothwendig „arbeiten und rechnen". Dieselbe Nacht kam der Herzog ganz zufrieden von Berlin zurück, wo man wegen des Beitritts zu den geheimen Artikeln des Fürstenbundes mit ihm verhandelt hatte. Ob er Goethe davon Mittheilung gemacht, wissen wir nicht. Jedenfalls mußte seine Aufnahme bei Friedrich dem Großen und manches, was er von Berlin und Potsdam erzählte, diesen anziehen. Am 15. und 25. finden wir Goethe im engsten Kreise an der Hoftafel, aber an der Sonntagstafel theilzunehmen kann er sich nicht entschließen. An die Stein schreibt er, dem Hofe wolle er gern alles zu Gefallen thun, aber nicht bei Hofe. Den 17. wurde ganz Weimar durch die schwere, langdauernde Krankheit der Herzogin Mutter in lebhafte Aufregung gesetzt. Der Herzog war noch immer mit dem Fürstenbunde beschäftigt. So suchte er durch den Grafen Görtz dahin zu wirken, daß die Verbündeten der drei Kurfürsten von allen Fortschritten des Bundes unterrichtet würden, wodurch sie erst wissende Bündner seien; auch sollten sie um Rath gefragt und ihre Vorschläge erwogen werden. Aber das lag nicht in der Absicht der Kurfürsten.

Goethe trieb die Geschäfte, die ihn oblagen, bis ihm am 26. ein länger dauerndes Unwohlsein befiel. Am 10. März ist er fleißig, das nachzubringen, was er bisher versäumt hat. Denselben Tag unterschrieb Karl August die geheimen Artikel zur Accession, die gegen den Austausch von Baiern an Oesterreich und ähnliche Veränderungen des Reichsstandes sich erklärten und die Verpflichtung der Fürsten zur „Hülfeleistung nach Umständen" enthielten. Das letztere mußte Goethe höchst unlieb sein, obgleich ein solcher Fall zunächst nicht zu fürchten stand. Er selbst „webte in der Stille fort" an seinen Geschäften, in Botanik, Betrachtung der Infusorien durch das Mikroskop, in Operette und Roman und seinen oft in Italien lebenden Gedanken. Mit dem Herzog war er bestrebt dem schädlichen Treiben der Landmannschaften zu Jena entgegenzuarbeiten. Karl August begab sich nach dem Jagdschlosse Tannroda, von wo er Goethe zur Auerhahnbalz einlud, was dieser wegen eines Rückenleidens ablehnen mußte, das ihn auch hinderte nach Ilmenau zu gehen. Eine ihm von Herzog mitgetheilte Note über die Stellung des französischen Ministeriums zu der von Oesterreich versuchten Eintauschung Baierns sendet er beifällig zurück. Die ihm mitgetheilten sechs Bücher „Wilhelm Meister" nahm Karl August mit einsichtigem Lobe auf. Schon seit einiger Zeit muß Goethe die Absicht gehabt haben, durch eine Ausgabe seiner Werke dem Nachdruck und der unbefugten Veröffentlichung seiner nur handschriftlich bekannten Dichtungen entgegenzutreten, wobei er auch eine Verbesserung der gedruckten und die Vollendung der nicht abgeschlossenen im Sinne hatte. Davon dürfte auch Frau von Stein schon im April gewußt haben, aber natürlich nicht von der Absicht, durch das zu erhaltene Honorar sich die Reise angenehmer zu machen. Erst am 25. begab er sich der Geschäfte und seiner Erholung wegen einige Tage nach Jena und kaum war er von dort zurück, als er am 1. Mai trotz des Regens mit dem Herzog nach Ilmenau mußte, wo sie den Herzog von Meiningen trafen. Am 5. schrieb Goethe der Seelenfreundin, die er in der letzten Zeit weniger häufig hatte sehen können: „Hier ist auf Waldweise gelebt worden, doch ziemlich mäßig. Der Herzog ist auf Meiningen mit dem Herzog Georg, der ihn hier besucht hat. Heute werde ich noch mit allerlei Angelegenheiten zubringen. . . . Laß mich deine Liebe immer gleich finden! Es will mit vielem andern nicht mehr

recht fort." Dazu gehört auch das Verhältniß zum Herzog, worin er die alte Herzlichkeit vermißte. Auch die Freundschaft mit dem etwas wilden meininger Vetter gefiel ihm nicht. Nach der Rückkehr war er viel mit Karl August zusammen, der damals zwei Bundesbrüder, den Fürsten von Dessau und den Herzog von Gotha, zu Gast hatte. Am 18. ging der Herzog nach Magdeburg, um dem Schauspiel der Revue beizuwohnen, was Goethe eben nicht angenehm war.

Den 19. begab Goethe sich nach Jena zu Knebel, wo er eine Woche blieb und mit dem Freunde Stunden in der Algebra, auch eine im Italienischen nahm. In Weimar scheint er damals Bertuch wegen der Uebernahme des Verlags der Ausgabe seiner Werke angeknüpft zu haben. Mit dem Herzog, der erst am 31. von Magdeburg zurückkehrte, speiste er am 1. Juni an der Hoftafel. Damals wurde wieder wegen der Landsmannschaften verhandelt. Dann begab er sich zu seiner Erholung in den Pfingsttagen wieder nach Jena. Darauf nahmen ihn manche, zum Theil liegen gebliebene Geschäfte in Anspruch. Mit Wieland besprach er die Ausgabe seiner Werke; die von Bertuch gestellten Bedingungen schienen diesem günstig Von Ilmenau, wohin er mit Voigt ging, schrieb er am 14.: „Meine Sachen gehen so fort, und ich habe Heiterkeit genug, ihnen nachzugehen und nachzuhelfen. Das schöne Wetter hilft zu allem." Die Durchsicht seiner Werke hatte er mit den „Triumph der Empfindsamkeit" begonnen, worin manches zu verändern war. Von diesem wollte er zu „Stella" übergehen. Da er in Gotha so viel Wohlwollen genossen, weilte er dort auf der Rückreise vom 17. bis zum 20. Zu Weimar fand er sich sehr freundlich aufgenommen. Dreimal bis zum Ende des Monats nahm er an der Hoftafel Theil. Seine Hoffnung, mit Frau von Stein nächsten Monat nach Karlsbad zu reisen, wurde durch die ganz unerwartete Verspätung der Niederkunft der Herzogin vereitelt. Unterdessen begann er die Durchsicht des „Werther". Frau von Stein, die sich einige Tage hatte halten lassen, reiste am 1. Juli ab. Gleich darauf wurde der Vertrag wegen des Verlages abgeschlossen. Bis zu der erst am 26., nach der so auffallend verspäteten Entbindung, erfolgten Abreise, war der Herzog ungemein freundlich gegen Goethe, aber peinliche Unruhe quälte ihn, daß er so lange in der Ungewißheit zu Hause aushalten mußte, und Goethe war innerlich empört, daß sein Dienst ihn um so manche Tage brachte, die er zu Karlsbad vor seiner langen Reise mit der Freundin zu verleben gehofft hatte. Vor der Abreise hatte er noch die Anstellung des Erziehers des Erbprinzen angebahnt und dem Herzog auf Verlangen eine Rechnung über die zum Parke aus dem Baumagazin bezogenen Baumaterialien geliefert. Nur im allgemeinen hatte er den Herzog um einen längern Urlaub gebeten, den er am 24. antreten wollte. Da Karl August zufällig am 23. von Weimar abwesend war und erst am Morgen von Goethes Abreise zurückkehrte, so sandte er ihm durch einen seiner Husaren ein freundliches Lebewohl. In Goethes Erwiderung hieß es: „Behalten Sie mich lieb, empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin, die ich mit herzlichen Freuden wohl verlassen habe, und leben selbst gesund und froh. Ich gehe, allerlei Mängel zu verbessern und allerlei Lücken auszufüllen; stehe mir der gesunde Geist der Welt bei!" An ein Verlassen seiner Stelle war kein Gedanke. Die Vermuthung von Lorenz, zum Entschlusse der italienischen Reise habe der Gang der politischen Begebenheiten mitgewirkt, beruht auf reinster Willkür, die durch Biedermanns Vermuthung, daß dieses Motiv von Goethes Verstimmung gewesen, nicht um einen Gran gewichtiger wird. Nicht aus Verzweiflung über Weimars Zukunft floh er von dort, er hoffte noch immer durch den Kurfürstenbund sei Deutschlands Ruhe gesichert, und der Herzog werde wohl von selbst von seinen politischen Ideen zurückkommen. Sogar als Karl August preußischer General geworden, verzweifelte Goethe nicht, und daß sein Schicksal mit dem Weimars und des Herzogs unzertrennlich verbunden sei, war er fest überzeugt. Sein vertrauter Diener Seidel, der allein das Ziel seiner Reise kannte, war von ihm angewiesen, alle ankommenden Briefe zu erbrechen; ihm war auch angegeben, an welche Personen er die auf die Kriegs-, die Weg- und Bergwerkkommission bezüglichen zu bringen habe.

Ganz unerwartet kam der Herzog selbst eine Woche später nach Karlsbad, wo er in heiterster Stimmung schöne Tage mit Goethe verlebte. Kam er etwa jetzt nach Karlsbad um Goethes Umgang noch zu genießen? Der am 14. August von Karlsbad abgereisten Frau von Stein berichtete er am 22.: „Der Herzog ist lustig und thut der Gesellschaft wohl; wäre er nicht manchmal roh gegen die Frauen, er wäre unbezahlbar. Ich lese

alle Abende und es ist ein recht schönes Publikum geblieben. Gestern haben ‚Die Vögel‘ ein unsägliches Glück gemacht. Heute les' ich ‚Iphigenie‘ wieder. Dem Herzog wurde es bei der letztern wunderlich zu Muthe." Besonders wird ihn das erste Gespräch zwischen Orest und Pylades ergriffen haben, das ihn an sein Verhältniß zu dem Freunde in den ersten Weimarischen Jahren erinnerte. Auch war er ja vor sieben Jahren selbst als Pylades neben Goethe als Orest auf der Hofbühne aufgetreten. Goethe hatte sich einen längern Urlaub am Vorabend der Abreise des Herzogs, der zugleich der seines Geburtstages war, ganz unbestimmt erbeten. Bei der Abreise an diesem (der Herzog entzog sich der heitern Feier, die man auf diesen veranstaltete) empfingen ihn festlich geputzte Bäuerinen des nächsten Dorfes Engelshaus, die ihm ein lustiges von Goethe verfaßtes Abschiedsgedicht überreichten, das ihm reichsten Segen für seine „Freundschaft und Gnade" erflehte und mit dem Wunsche schloß, daß seine Freunde fest in seines Herzens Schrein sein möchten. Der Schalk, den der Herzog nicht verkennen konnte, hatte auch der schönen Frauen, die er „löblich und fein gewartet" und zu scherzhafter Beleuchtung eines andern Brunnengastes gedacht, der mit seinen Erzählungen „keuscher Frauen Ohr quäle".

Am Vorabende seiner eigenen Abreise und zugleich des Geburtstages des Herzogs, am 2. September, nahm er noch brieflich von seinem fürstlichen Freunde Abschied, dem er auch jetzt noch aus einem eigenen Aberglauben nicht sagen konnte, wohin seine Reise gehe: er wisse noch nicht, was aus ihm werden solle. Dagegen führte er aus, weshalb er sich eine längere Abwesenheit erbitten dürfe. „Sie sind glücklich. Sie gehen einer gewünschten Bestimmung entgegen. [Jeden Widerspruch gegen seine Thätigkeit außerhalb seines Landes hat er aufgegeben, da seine Natur ihn dazu treibt. Des von Lorenz gewünschten politischen Kommentars bedarf die Stelle so wenig wie seiner Andeutung. Goethe wußte, daß Karl August in Preußen unter dem neuen Könige Einfluß zu gewinnen und auf eine bessere Gestaltung der Reichsverfassung zu wirken hoffte, was er später einmal als seine „großen auswärtigen Verhältnisse" bezeichnete.] Ihre häuslichen Angelegenheiten [das „Oekonomikum", die Finanzen, die er vor vier Jahren übernommen] sind in guter Ordnung, auf gutem Wege, und ich weiß, Sie erlauben mir auch, daß ich nun an mich denke, ja Sie haben mich selbst oft dazu aufgefordert. Im allgemeinen [in Bezug auf das Conseil] bin ich in diesem Augenblicke gewiß entbehrlich, und was die besondern Geschäfte betrifft, die mir aufgetragen sind [die Kommissionen], diese hab' ich so gestellt, daß sie eine Zeit lang bequem ohne mich fortgehen können, ja ich dürfte sterben und es würde keinen Ruck thun." Er bat ihn um einen unbestimmten Urlaub, daß er, eine Zeit lang sich selbst gelassen, der freien Welt genießen könne, um in Gegenden der Welt, wo er ganz unbekannt sei, die Elasticität seines Geistes wiederzugewinnen; ganz allein gehe er unter einem fremden Namen. Noch über einige Punkte erklärte er sich, besonders wünscht er, daß der Herzog Schmidt sage, er möge nicht bloß die dringenden, sondern alle laufenden Geschäfte der Kriegskommission besorgen. Zum Schlusse hieß es: „Behalten Sie mich lieb und glauben, daß, wenn ich wünsche, meine Existenz ganzer zu machen, ich dabei nur hoffe, sie mit Ihnen und den Ihrigen besser als bisher zu genießen. Möchten Sie in allem, was Sie unternehmen, Glück haben und sich eines guten Ausganges erfreuen!" Diese aus dem Herzen geflossenen Worte vernichten schon allein alles tolle Gerede derjenigen, denen ihre wahnhaften Einbildungen höher stehen als die offenbare Wahrheit, die Goethe aus Verzweiflung an den Weimarischen Zuständen weglaufen lassen. Kaum konnte der Herzog zweifeln, daß Goethe das, was er wünschte, in Italien suche, wenn er auch nicht erfahren haben sollte, daß der Bankier Paulsen in Jena Kreditbriefe nach Italien für einen gewissen Johann Philipp Möller ausgestellt hatte. Freilich war Goethe auch das Verhältniß zu Frau von Stein, die sich nicht entschließen konnte, ihm ganz anzugehören, in der letzten Zeit unleidlich geworden, so daß er erklärte, lieber in der Einsamkeit der Welt zu bleiben als in ihrer Nähe zu wohnen, wenn er nicht so hergestellt werden könne, daß keine Gewalt ihm etwas anhaben könne: aber dies war nur der Ausbruch seiner Leidenschaft, die er später überwand.

Zunächst dachte er nur an einen höchstens ein Jahr dauernden Urlaub, den er für seine vierjährige Leitung der Kammer wohl verdient habe. Schon von Verona aus richtete Goethe, doch ohne den Ort zu bezeichnen, wo er sich befinde, „ein freundliches frohes Wort" an den Herzog. Er

sei fleißig an der Durcharbeitung der „Iphigenie“, deren stockendes Versmaß er in fortgehende Harmonie glücklich zu verwandeln hoffe; alsdann gehe er an die Zueignung seiner Werke an das Publikum, und so solle es fortgehen. „Wo ich bin, verschweige ich noch eine kleine Zeit.“ Er scheint es aber halb damit anzudeuten, daß es ihn oft betrübe, das Gute, das er genieße, nicht mit ihm theilen zu können. Früher, schon in der Schweiz, war die Rede davon gewesen, zusammen Italien zu sehen. Er hoffe einen wohl ausgewaschenen, wohl ausstaffirten Menschen wieder zurückzubringen. Manchmal wünsche er denn doch zu wissen, wie der neue König sich betrage und welchen Theil der Herzog daran nehme. Schließlich bittet er diesen: sollte er von seiner Hand, wenn auch mit fremder Unterschrift, einen Brief empfangen, die darin enthaltene Bitte gewähren. Von Venedig schrieb er am 14. Oktober: Bald dürfe er den Mund öffnen und sagen, wie wohl es ihm gehe. „Wie sonderbar unser Zusammentreffen in Karlsbad mir vorschwebt, kann ich nicht sagen. Daß ich in Ihrer Gegenwart gleichsam Rechenschaft von einem großen Theil meines vergangenen Lebens ablegen mußte [durch Vorlesen seiner Dichtungen], und was sich alles anknüpfte! Und daß ich meine Hegira [seine Flucht von Karlsbad] just von Ihrem Geburtstag datire! Alles dieses macht mich abergläubischen Menschen die wunderlichsten Erscheinungen sehen. Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden!“ Er schließt: „Es versteht sich, daß man glaubt, Sie wissen, wo ich sei.“ Endlich am 3. November zeigte er ihm seine Ankunft in Rom an und bat, die gleichsam unterirdische Reise ihm zu verzeihen. „Kaum wagte ich mir selbst zu sagen, wohin ich ging, selbst unterwegs fürchtete ich noch und nur unter der Porta del Popolo war ich mir gewiß, Rom zu haben. Und lassen Sie nun mich auch sagen, daß ich tausendmal, ja beständig an Sie denke in der Nähe der Gegenstände, die ich ohne Sie zu sehen niemals glaubte. Nur da ich Sie mit Leib und Seele in Norden gefesselt, alle Anmuthung nach diesen Gegenden verschwunden sah, konnte ich mich entschließen einen langen einsamen Weg zu machen und die Gegenden zu suchen, nach denen mich ein unwiderstehliches Bedürfniß hinzog.“ Zuletzt habe er vor lauter Sehnsucht kein lateinisches Buch, keine Zeichnung einer italienischen Landschaft ansehen können. Erst jetzt, wo seine Begierde befriedigt sei, würden

Freunde und Vaterland ihm wieder recht aus dem Grunde lieb. Sollte es in Zukunft möglich werden, mit ihm Italien zu sehen, und durch seine jetzt erworbenen Kenntnisse dort und vorher zu Hause ihm nützlich zu werden, so bleibe ihm fast kein Wunsch übrig. Sei er einige Zeit in Weimar entbehrlich, so möge er ihn das gut vollenden lassen, was gut angefangen sei und was jetzt mit Einstimmung des Himmels gethan scheine. Schließlich bittet er, ihm nur seine Liebe zu erhalten, damit er zurückkehrend eines neuen Lebens, das er in der Fremde erst recht schätzen lerne, mit ihm genießen möge. Noch ehe er auf diesen ersten Brief Antwort erhalten konnte, richtete er am 12. Dezember einen zweiten Brief an den Herzog und eine Woche später einen an die Herzogin. Im erstern theilte er mit, daß er mit dem neuen Jahre nach Neapel gehen werde. Schon vor dem Ende des Jahres schrieb er an Frau von Stein, er werde im April die Rückreise antreten, den Juni durch die Schweiz, dann den Rhein hinab nach Frankfurt reisen und im August nach Weimar zurückkehren, so daß seine Abwesenheit etwas länger als ein Jahr gedauert haben würde. Die Dauer seines Aufenthaltes machte er also ganz vom Willen des Herzogs abhängig. Wenn er es für möglich hält, daß die Herzogin ihn eher zurückwünsche, so denkt er daran, daß ihr seine Anwesenheit und sein Einfluß auf ihren Gatten wünschenswerth scheinen könnte. Am 6. Januar bat er Frau von Stein, diesen Plan dem Herzog und der Herzogin mitzutheilen und ihre Gedanken darüber ihn wissen zu lassen; besonders die der Herzogin, da der Herzog ihn gewiß nur im Nothfall zurückrufen werde. Aber er selbst hatte indessen auch zwei andere Reisepläne erwogen, da seine Freunde ihn aufgefordert, sich ja nicht zu übereilen, der Herzog in seiner außerordentlich freundlichen Antwort auf ganz unbestimmte Zeit ihn entlassen: nach dem einen würde er gegen den Herbst 1787, dagegen, wenn er auf Sicilien nicht verzichte, erst im Frühjahr 1788 wieder in Weimar sein. Darüber erbat er sich die Ansicht der Frau von Stein, die mit allen, die ihn liebten und die Umstände zu Weimar besser kennten, sich berathen möge. Aber zugleich gesteht er, daß die Nachricht vom Sturze mit dem Pferde, den der Herzog in Berlin erlitten, ihn so beunruhigt habe, daß er lieber gleich nach Ostern Rom verlassen und Oberitalien kurz abthun möchte, so daß er schon im Juni zurück sein würde. „Des Herzogs Fall hat mich sehr erschüttert“, äußerte

er; „mich fürchte, er endigt noch so. Wollte Gott, er könnte sich auch einmal von diesen unglücklichen Ideen [daß er seinen Muth durch das Spielen mit der Gefahr zeigen müsse?] rein baden und waschen und sich und den Seinigen [die jetzt immer fürchten müssen, ihn plötzlich auf solche Weise zu verlieren] wiedergegeben werden. [Auf ähnliche Weise hörten wir schon vor Jahren Goethe sich äußern.] Schreibe mir doch ja von seinem Befinden! danke ihm für seinen Brief und grüße ihn aufs beste. Nächsten Posttag schreib' ich ihm." Erst vierzehn Tage später kam er dazu, die Antwort an den Herzog zu vollenden und ihm für seinen verzeihenden, ihm größte Freiheit gestattenden Brief zu danken. Dieser habe ihm so viele Freude gemacht, nur der Schluß mit der Nachricht von seinem Falle ihn sehr beunruhigt, und mit Schmerzen sehe er der Kunde entgegen, daß keine Folgen zu besorgen seien. Bedürfe er seiner nur einigermaßen, so möge er ihn zurück rufen; von dem, was er hier genossen, könne er sein ganzes Leben zehren. Am Schlusse heißt es: „Man schreibt mir, daß Sie wieder wohl zu Hause erwartet werden, daß Sie gleich nach Karlsruhe abgehen; das ist für ihr Befinden ein gutes Zeugniß. Bleiben Sie mir wohlgesinnt, damit ich mich meines Rückzugs über die Alpen lebhaft freuen möge." Ein „lustiges Brieflein" schrieb ihm der Herzog in Gotha; er erhielt es fast gleichzeitig mit einem Schreiben aus Mainz. Den 25. Januar meldet er Frau von Stein: „Vom Herzog habe ich einen Brief von Mainz, so milde, wohlthätig, schonend, aufmunternd und herzlich, daß mir auch von dieser Seite meine Lage die glücklichste scheinen müßte." Sehr bezeichnend ist, was er hinzufügt: „Und sie wird es sein, sobald ich an mich allein denke, wenn ich das, was ich so lang für meine Pflicht gehalten [für das Wohl des Weimarischen Landes zu sorgen], aus meinem Gemüthe verbanne und mich überzeuge, daß der Mensch das Gute wiederfährt, wie einen glücklichen Raub dahin nehmen und sich weder um Rechts noch Links kümmern, viel weniger um das Glück und Unglück eines G a n z e n bekümmern soll." Daß der Herzog nicht seine ganze Kraft seinem eignen Lande widme, konnte er noch immer nicht verschmerzen. „Der Herzog verlangt mich vor Weihnachten dieses Jahr nicht zurück. Ich erwarte, was du mir schreibst, und führe meinen Plan sachte fort, um das meiste zu thun und auszulangen." Ehe er nach Neapel ging, richtete er

noch zwei heiter vertrauliche Briefe an den Herzog. Im ersteren heißt es: „Ohne Theilnahme derer, an die mich das Schicksal so festgeknüpft hat, ohne Ihre Zufriedenheit mag und kann ich nicht genießen. Alle Ideen von Abgeschiedenheit sind nur Phantomen des Selbstbetrugs, die mit dem Fieber verschwinden." Die Dauer seiner Abwesenheit, bemerkt er im zweiten Briefe, hänge davon ab, ob er nach Sicilien gehe, was, wenn er es solid angreife, drei bis vier Monate Unterschied mache. Ostern werde er sich darüber entscheiden; jedenfalls wolle er im Herbste wieder jenseit der Alpen sein. Außerordentlich hatte ihn der Antheil erfreut, den der Herzog an der Vollendung seines „Wilhelm Meister" nahm. Noch immer dachte er nach der Rückkehr sich wieder den Geschäften zu widmen; wenn er in Italien den Grund zu einer soliden Zufriedenheit gelegt habe, schrieb er, werde er nach einiger Einrichtung vieles thun können

Kurz vor der Abreise wandte Goethe sich noch einmal an den Herzog; nach der Rückreise empfing er zu Neapel auf einmal drei Briefe von diesem. Karl August hatte nicht blos von seiner politischen Thätigkeit (er hatte die für Preußen und den Bund so wichtige Wahl Dalbergs zum Koadjutor von Mainz durchgesetzt), sondern auch über die Erleichterung berichtet, welche er Goethe bei der Kammer verschaffen wolle. „Es freut mich unendlich", erwiderte Goethe „wenn das C o m p t e r e n d u wenigstens im allgemeinen zu Ihrer Zufriedenheit ausfallen können. Erhalten und vollenden Sie das gute Werk, bei dem ich im Grunde wenig Verdienst habe." Den Gedanken, Schmidt die nähere Aufsicht über die Kameralgeschäfte aufzutragen, billigte er durchaus, nur wünschte er, daß er ihn zu der seit Kalbs Abgang erledigten Stelle des Präsidenten ernenne, oder ihm die Direction, die er selbst diese Jahre her gehabt, übertrage, ihn selbst mit einem freundlichen Worte und der gangbaren Formel a u f V e r l a n g e n von den Kammergeschäften entbinde. Diese Veränderung möge er, wann und wie er es gut finde, machen. Anfangs September werde er in Frankfurt sein; könne er dort einige Zeit bei seiner Mutter bleiben, um seine vier letzten Bände in Ordnung zu bringen, seine Reisebeobachtungen besser auszuführen, vielleicht auch an „Wilhelm Meister" und andern Ideen zu arbeiten, so werde er sich sehr erleichtert finden. „Wie jetzt unsere Sachen stehen, können Sie es ohne Nachtheil der Geschäfte; ja ich werde Ihnen

mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun lassen, was niemand als ich thun kann, und das übrige andern auftragen. . . . Lassen Sie nun ein neu Verhältniß zu Ihnen nach so manchen Jahren aus dem bisherigen Geschäftsverhältniß entstehen. Ich bin zu allem und zu jedem bereit, wo und wie sie mich brauchen wollen. . . . Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehen, und das Resultat ist, daß ich nur mit Ihnen und in dem Ihrigen leben mag. Kann ich es weniger vom Detail überhäuft, zu dem ich nicht geboren bin, so kann ich zu Ihrer und zu vieler Menschen Freude leben." Am 1. Juni wollte er nach Rom, dieses gleich nach dem Peterstage verlassen. Aber die Ankunft des Preußischen Gesandten Lucchesini, auf dessen Bericht ihn der Herzog verwiesen hatte, hielt ihn zurück. Da empfing er am 2. Juni einen neuen Brief des Herzogs, der ihn dringend aufforderte, seine Rückkehr ja nicht zu übereilen, vielmehr in Rom noch einige Zeit zuzubringen. Sofort entschloß er sich, bis zu seinem für ihn immer einen wichtigen Zeitabschnitt bildenden Geburtstag zu bleiben, wovon er Frau von Stein und Herder früher als den Herzog benachrichtigte, dem er noch am 6. Juli erwiderte. „Heil, Gesundheit und alles Gute zuvor, wo Sie dieser Brief auch immer antrifft!" schrieb er. „Ihr Segen, Ihre Ermahnung hat gefruchtet, und ich finde mich nun, zum erstenmal auf meiner ganzen Reise, mit dem wahren Gefühl von Sodezz in Rom, wo die Sodezz oder der höchste Leichtsinn hingehört." In Rom habe er sich wieder mit Lucchesini von ihm unterhalten, der ihn ganz vorzüglich schätze und so viel Gutes von ihm sage. War Goethe auch nicht ohne Besorgniß um Karl August, der immer mehr in die äußere Politik getrieben wurde, ja auch um die Gesundheit seiner Familie bekümmert, da der Erbprinz schwächlich erschien, er hoffte auf sein gutes Glück, das mit dem seinigen innig verkettet war. Von sich selbst bemerkt er: da er nun einmal ein Künstler sei, wie er jetzt deutlich fühle, so werde es viel zu seiner Glückseligkeit und einem künftigen, fröhlichen Leben zu Hause beitragen, wenn er mit seinem kleinen Talent nicht immer zu kriechen und zu krabeln brauche, sondern mit freiem Gemüthe, auch nur als Liebhaber, arbeiten könne; auch das, was er jetzt lerne, sei er ganz dem Herzog schuldig, da er ohne seine Aufforderung Rom schon verlassen haben würde. Ein weiterer herzlicher Brief des Herzogs krönte sein Glück

in Rom. „Sie geben mir Raum, daß ich erst recht mein werden kann, und sondern mich von Ihrem Schicksale nicht ab: möge sich Ihnen alles zum Besten wenden! Ich erwartete Ihr Schreiben, um über meinen fernern Aufenthalt etwas Festes zu beschließen. Nun glaube ich nicht zu fehlen, wenn ich Sie ersuche, mich noch bis Ostern in Italien zu lassen!" Wie er diese Zeit benutzen wolle, um in der Kunst soweit zu kommen, daß er für sich weiter gehen könne und die Ausgabe seiner Werke abzuschließen, führte er aus. Kehre er dann zur schönen Jahreszeit ins Vaterland zurück, so wünsche er die Besitzungen des Herzogs sogleich wie ein Fremder bereisen, mit ganz frischen Augen, und mit der Gewohnheit, Land und Leute zu sehen, seine Provinzen beurtheilen zu dürfen. So würde er sich nach seiner Art ein neues Bild davon machen und einen vollständigen Begriff erlangen, wodurch er sich zu jeder Art von Dienst, gleichsam von neuem qualifiziren werde, wozu ihn des Herzogs Güte und Vertrauen bestimmen wolle. Ja er denkt daran, sich alsdann einige Zeit der Landesadministration ausschließlich zu widmen, wie jetzt den Künsten: so lange habe er getappt und versucht, jetzt sei es Zeit zu ergreifen und zu wirken. Diesen gutwilligen Traum konnte Karl August nur mit Lächeln lesen, dagegen kam aus vollem Herzen der Wunsch: „Möge indeß alles, was Sie bei sich einrichten, Ihren Absichten völlig entsprechen, und auch mir, wenn ich wieder komme, Freude bereiten! Mögen Ihre großen auswärtigen Verhältnisse Ihre Existenz ganz ausfüllen und Sie für Mühen Aufopferung und Gefahren die schönsten Früchte einernten!" Freilich fürchtete er, dieses werde er nicht auf gewünschte Weise erreichen, aber ihn davon abzubringen, hatte er längst aufgegeben.

Zum Geburtstage des Herzogs widmete er ihm einen Glückwunsch in sieben Versen, der ohne jeden Prunk seinen Dank aussprach, daß sein Leben ihm stillthätig zeugen möge, er habe keinen Wunsch weiter, wenn der Herzog auch für sich selbst sorge, sich schone, nicht Gesundheit und Leben aufs Spiel setze, da nur gemeinsam Wohl Verbundene beglücke. Noch zwei herzliche Briefe richtete er an den Herzog, ehe er einen weitern von diesem erhielt. Der zweite war geschrieben, als dieser von Berlin, wo er sich als Freiwilliger zum holländischen Feldzuge unter dem Herzog von Braunschweig angeboten hatte, zum Schrecken des Hofes und der meisten

Weimarer als Generalmajor zurückkehrte. Goethe würde, wäre er zu Weimar gewesen, sich auch darüber entsetzt haben, jetzt betrachtete er den militärischen Drang als dessen unwiderstehlichen Trieb. An dem See von Nemi, schrieb er, hätten zwei Tröge, die deutsche Artilleristen hier im Jahre 1744 ausgehölt, ihn an den Herzog, seine gegenwärtigen militärischen Beschäftigungen und seine entschiedene Leidenschaft erinnert, da er seines großen Antheils an der damaligen Schlacht bei Velletri gedacht. Er möge ihm nur wieder sagen, wie er lebe, und durch ein paar Worte ihn seines Andenkens versichern. Die beste Zeit seines Lebens habe er mit ihm und den Seinigen verlebt und dort sei auch sein Herz. „Der Mensch bedarf wenig; Liebe und Sicherheit seines Verhältnisses zu den einmal Erwählten und Gegebenen kann er nicht entbehren." Den Brief, den Karl August am 8. Oktober von Eisenach aus an ihn richtete, beantwortete er nach einiger Zeit. Diesem wünschte er, seine mit Muth und Freudigkeit angetretene neue Laufbahn möge ein günstiges Schicksal für ihn und die Seinigen zum Besten kehren, alle Besorgnisse, die sich darüber in den Herzen vieler gesammelt und festgesetzt, nach und nach auflösen und zerstreuen. Er selbst könne nichts für ihn wünschen, was er sich nicht selbst wünsche. Daß sein „Egmont" sich auch ihm präsentiren dürfe, hoffte er; in Zukunft möchte er nichts mehr schreiben, was nicht auch Menschen, die ein großes und bewegtes Leben führten und geführt haben, lesen dürften und möchten. Ausführlich berichtet er, weshalb er der Herzogin Mutter einen Besuch Italiens in diesem Jahre abgerathen habe. Fast komisch mußte den Herzog Goethes „politisches Wort" über die Gefahr anmuthen, die Rom und Neapel von Oesterreich drohe. Der Brief schließt: „Leben Sie tausendmal wohl! Und wenn Ihr neuester Schritt manche Mißvergnügte gemacht hat, wenn Sie im Dienste manchem streng aufdrücken müssen, wenn Sie in einem halbfeindlichen Lande nicht immer zufrieden vor sich sehen: so genießen Sie wenigstens des Gedankens, daß Sie *einen* Menschen, der Ihnen nah angehört, durch Ihre Liebe, Güte und Nachsicht ganz glücklich machen." So wußte er seiner Besorgniß bei den besten Wünschen den freundlichsten Ausdruck zu geben.

Und dieses herzliche Verhältniß erhielt sich während des weitern Aufenthaltes in Rom, ja es steigerte sich zur äußersten Vertraulichkeit, als

der Herzog sich ein böses geheimes Leiden zugezogen hatte, das seine Gesundheit dauernd zu schädigen drohte. Da Goethe für die im nächsten Jahre in Aussicht genommene italienische Reise der Herzogin Mutter schon einiges angeordnet hatte, so meinte der Herzog, es werde ihm erwünscht sein, als Begleiter derselben noch weiter in Italien zu bleiben; aber aus verschiedenen Gründen war diesem damit nicht gedient, besonders da er alles für die Abreise gleich nach Ostern berechnet hatte, doch durfte er nicht wagen, diesen ehrenvollen Antrag geradezu abzulehnen. Aber seine Darlegung der Verhältnisse zeigte dem Herzog, daß er sich wirklich nach Weimar zurücksehne und die Zerstreuung, zu welcher ihn die Leitung der Herzogin in Italien nöthige, seinem Wunsche widerspreche, sich zu sammeln, die in Italien empfangenen Eindrücke zu verarbeiten und seine Ausgabe der Werke zu vollenden. So entband ihn denn Karl zu seiner höchsten Freude von seinem aus herzlicher Neigung hervorgegangenen Auftrage. „Ihren freundlichen, herzlichen Brief beantworte ich sogleich mit einem fröhlichen: ‚Ich komme!'", erwiderte er am 17. März. „So werden meine Hoffnungen, Wünsche, und so wird mein erster Vorsatz erfüllt. Ich fühle ganz den Umfang Ihrer Güte; mein erster und nächster Dank soll eine unbedingte Aufrichtigkeit sein. Die Zartheit, womit Sie mich behandeln, heißt mich, alle sogenannte Delikatessen zu vermeiden, welche, genau betrachtet, wohl öfter Prätensionen scheinen möchten. Ihrer Frau Mutter hätte ich, wenn Sie es nöthig und schicklich gehalten hätten, gern meine Dienste in Italien gewidmet, ob ich gleich wohl einsehe, daß ich dabei mehr würde eingebüßt haben, als sie durch meine Gegenwart gewinnen konnte. Doch glaube ich durch manche Vorbereitung auch für dieselbe nicht ganz unnütze in Italien gewesen zu sein." Ende April hoffe er in Florenz und, da er den Besuch Frankfurts aufgegeben, Mitte Juni in Weimar zu sein, wo er zunächst als Gegenwärtiger noch den Urlaub zu erhalten hoffe, den er ihm als Abwesendem gegönnt. Sein Wunsch sei, bei seiner sonderbaren und unbezwinglichen Gemüthsart, die ihn, sogar in völliger Freiheit und im Genuß des erflehtesten Glückes, manches habe leiden machen, sich an des Herzogs Seite mit den Seinigen wiederzufinden, die Summe seiner Reise zu ziehen und die Masse seiner Lebenserinnerungen in die drei letzten Bände seiner Schriften zu schließen. Er

habe sich in seiner anderthalbjährigen Einsamkeit wiedergefunden; was er sonst sei, werde der Herzog mit seiner fürstlichen Kenntniß beurtheilen und nutzen. Als Gast möge er ihn aufnehmen und ihn an seiner Seite das ganze Maß seiner Existenz ausfüllen und des Lebens genießen lassen. So werde seine Kraft wie eine neu geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe nach des Herzogs Willen leicht dahin oder dorthin zu leiten sein. Karl August hatte ihm von seiner Absicht geschrieben, Schmidt zum Kammerpräsidenten zu ernennen, Goethe aber das Recht zu ertheilen, wenn es seine Geschäfte erlaubten, von Zeit zu Zeit den Kammersitzungen auf dem fürstlichen Stuhle beizuwohnen. Er würde, erklärte Goethe darauf, gegen dieses ehrenvolle Recht dieselben Gründe wie früher, nur noch verstärkt, anführen, wäre es nicht eben beinahe so unbescheiden, eine vorzügliche Gunst eigensinnig abzulehnen als sie hartnäckig ertrotzen zu wollen. Er wünscht nur, bei seiner Rückkunft alles nach dem Willen des Herzogs geordnet zu finden, der gut berathen sei und, nach der Art, wie er zu Werke gehe, es immer besser sein werde. Der Brief ward am folgenden Tage vollendet, wo er ihm seinen herzlichsten Dank auch dafür sagt, daß er für Herder und Voigt sorge. Er schließt: „Möchte ich doch auch Ihrer völlig wiederhergestellten Gesundheit ganz gewiß werden, möchten Sie sich durch Ihre mancherlei äußern Verhältnisse, durch Uebernahme des Regiments [zum Chef des sechsten Kürassierregiments war er am 6. Dezember 1787 ernannt worden] keine disproportionirte Last aufgelegt haben. Es werde und wende sich alles zu Ihrem Besten!" Am Schlusse seines lustigen Briefes aus Mailand vom 23. Mai heißt es: „Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin zu Gnaden und lassen mich das alte Glück voriger Zeit, einen gnädigen Herrn und einen theilnehmenden Freund, wieder finden."

Wärmste Freundschaft hatte ihn vermocht in des Herzogs Dienste unter Vorbehalt der größten Freiheit zu treten; er hatte dem hoffnungsvollen, aber von unbändiger Leidenschaft bewegten, noch unerfahrenen jungen Fürsten als rathender und warnender Freund zur Seite stehen und ihn zu einem für das Wohl seines Staates unabläßig besorgten Landesvater machen wollen, aber dieser hatte sich auch berufen gefühlt, an einer Umgestaltung der deutschen Reichsverfassung durch eine Verbindung der kleinern Fürsten mitzuwirken, worunter seine Thätigkeit zum Besten seines

eigenen Landes empfindlich litt. Während er seinem schönen Traume vollsten Zusammenwirkens mit ihm entsagen mußte, hatte er mit aller Anstrengung sich der Weimarischen Verwaltung gewidmet und immer größere Liebe zum Lande gewonnen, das ihm durch seine Thätigkeit und die Liebe zu seinem Fürsten eine zweite Heimat geworden. Hatte auch seine Freundschaft für Karl August an Glut verloren, die herzliche Liebe hatte unter allen Schwankungen sich voll erhalten, so daß er sich ihm unzertrennlich verbunden fühlte, und so durfte er hoffen, daß dieser ihm gern eine längere Erholung im Lande seiner Sehnsucht, das er einst mit ihm zu sehen gedacht hatte, gestatten werde. Dort wollte er ganz seiner künstlerischen Ausbildung und der Vollendung der letzten Bände seiner „Schriften" leben. Die herzliche Theilnahme, mit der Karl August seinen Wünschen entgegenkam, ihm die Verschweigung des Zieles seiner Reise verzieh, die immer weitere Ausdehnung seines Aufenthaltes in dem von Natur und Kunst gesegneten Lande zuvorkommend genehmigte, ja ihn noch länger daselbst lassen wollte, immer vertraulicher die alte Brüderlichkeit erneuerte, seine künftige Stellung in Weimar erleichterte, alles mußte seine herzliche Freundschaft vertiefen, und so kehrte er im vollsten Vertrauen auf Karl August und sein Glück nach der kleinen Ilmstadt zurück, obgleich der Fürst zu seinem Bedauern jetzt als Chef eines preußischen Kavallerieregiments einen großen Theil seiner Zeit einem andern Staate widmen mußte und er bei dessen Wagehalsigkeit ihn durch einen frühen Tod zu verlieren fürchten mußte. Und die unerschütterliche herzliche Freundschaft, die ihn nach Weimar zurückgeführt hatte, sollte sich vierzig Jahre lang bis zu Karl Augusts Abscheiden innerlich ungeschwächt erhalten, freilich nicht ohne Schwankungen, ja bedauerliche Störungen, letztere durch den verderblichen Einfluß der Karl August beherrschenden Geliebten, die leider zugleich Schauspielerin und Sängerin war, welche die Leitung des Theaters Goethe aus den Händen zu winden sich vermaß, was ihr endlich zur Verwunderung der Welt gelang. Freilich entriß der Schmerz seiner Verkennung Goethe einst den verzweifelten Ausruf: „Er hat mich nie verstanden!", aber an seinem Jubeltage mußte er seiner Freude über Karl Augusts eigenthümlichen Ausdruck der Verdienste seines ersten Staatsdieners und Jugendfreundes, der mit unveränderter Neigung und Beständigkeit in allen

Wechselfällen seines Lebens ihn begleitet habe, durch die unter Thränen gesprochenen Worte Ausdruck geben: „Das ist er!“ Schon ein paar Monate früher an seinem eigenen Jubeltage hatte der Großherzog seinen stummen Glückwunsch mit den Worten erwidert: „Bis zum letzten Hauche zusammen!“ und er fügte hinzu: was man ihnen einst zu Tiefurt gewünscht, sei Ihnen geblieben, „Luft, Licht und Freundesliebe“. Freundschaft war die Seele ihrer dreiundfünfzigjährigen Verbindung; diese hatte sie gegründet und unter allem Wechsel der Zustände treu erhalten. Daß **Lorenz** dies ganz einzige Verhältniß zu einer unterthänigen Dienerschaft **philisterhaft** herabgesetzt, bei welcher die Freundschaft erst nachgekommen, Goethe nie ein etikettenwidriges Wort sich erlaubt, sondern des Abstandes des **Bürgers** von dem höher geborenen Fürsten stets bewußt geblieben, ist **eine Mißgeburt** seiner „Geschichtswissenschaft“, wie sein Gerede über Goethes **politische Ansicht** halt- und bodenlos, ohne alle nähere Kenntniß eiligst **zusammengerafft** und mit breitester Selbstgefälligkeit zum Besten gegeben.

Inhalt.



Hellmuth Henklers Buchdruckerei (Johs. Henkler & Schirmeister), Dresden.



